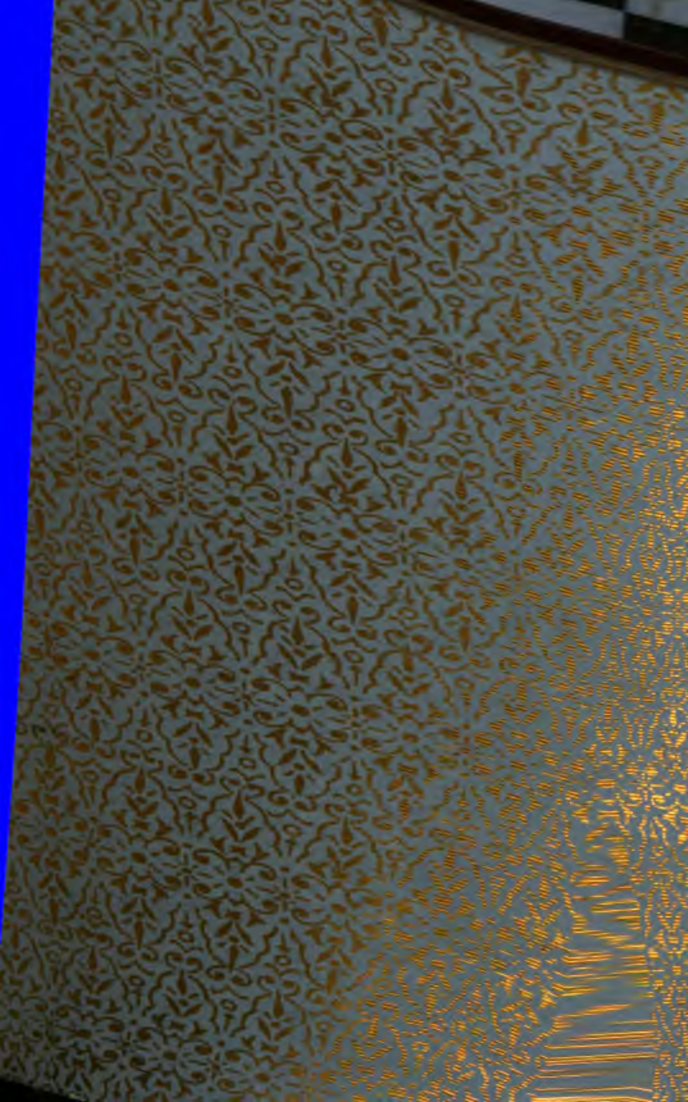
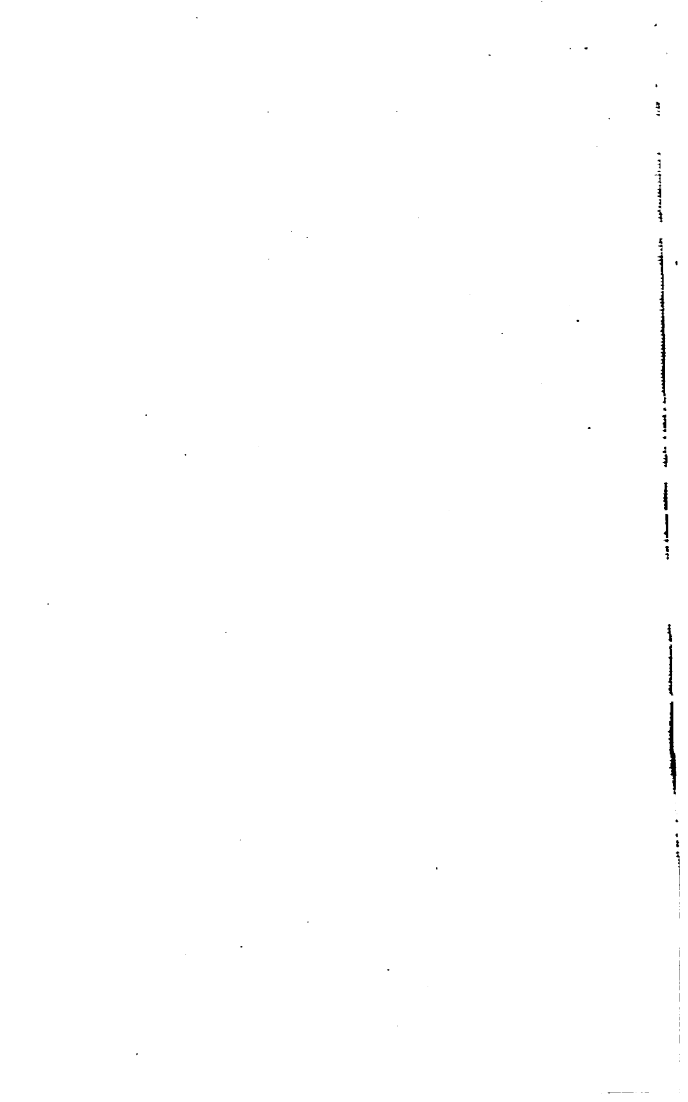

NEDL TRANSFER
HN 6FRA C

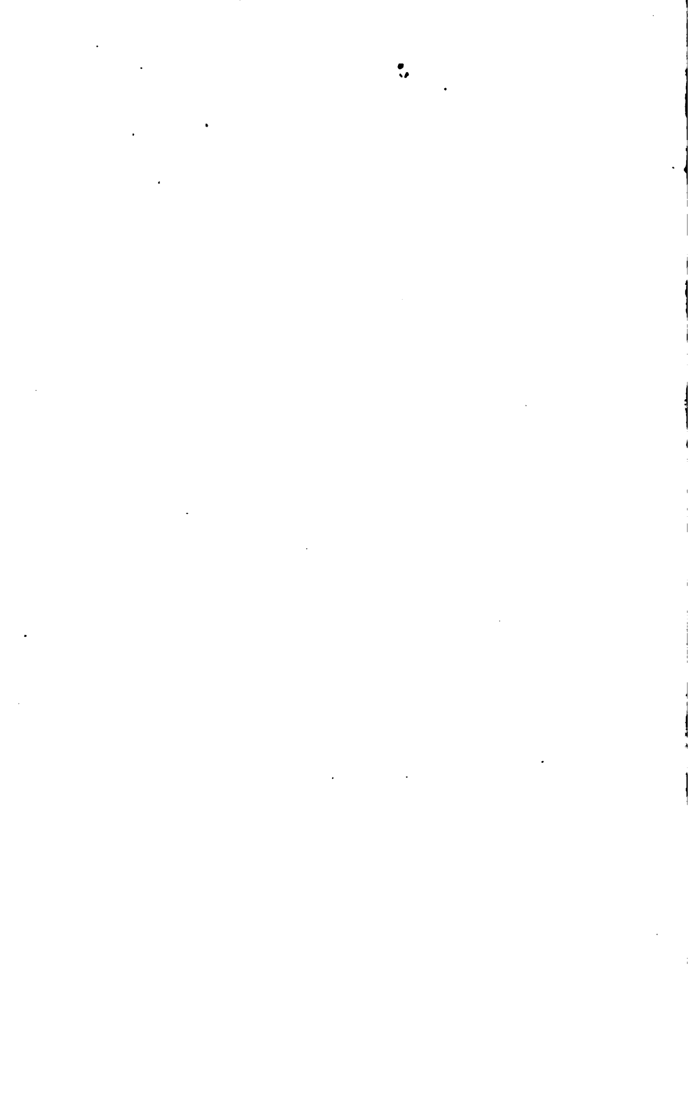


KC
3162





SOMMERMÄRCHEN.



Theodore Wm. Richards

Cambridge. April. 1895.

from

Miriam Thay



Rudolf Baumbach.

LICHTDRUCK VON RÖMMLER & JONAS, DRESDEN.

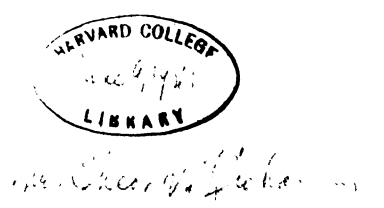
SOMMERMÄRCHEN

VON

RUDOLF BAUMBACH.

NEUNUNDZWANZIGSTES TAUSEND.

LEIPZIG
VERLAG VON A. G. LIEBESKIND.
1894.


HARVARD COLLEGE
LIBRARY



CH reite durch den Märchenwald;
Mein Rösslein geht im Trabe.
Es winkt der Waldfrau Huldgestalt
Mit ihrem Runenstabe,
Es singt ihr Lied die Wasserfei
Am kühlen Zauberbronnen,
Des weissen Hirsches Goldgeweih
Hell schimmert in der Sonnen.

Ich schaue in der Felsenkluft
Die Erdmännlein, die braunen,
Verstehe, was der Vogel ruft
Und was die Bäume raunen.
Die Zauberkräuter kenn' ich all,
Die guten und die schlimmen,
Ich seh' vergrabenes Metall
Wie Feuerkohlen glimmen.

Der wilde Jäger lädt mich ein
Zum nächtlichen Gejaide.
Die Elfe lockt zum Ringelreih'n
Auf mondbeglänzter Haide,
Die Hexe mit dem grauen Haar
Will mir ein Tränklein kochen,
Und schmeichelnd kommt der Drache gar
Zu mir heran gekrochen.

Mein Rösslein steigt und wiehert hell
Und schüttelt wild die Zügel,
Aus seinen Schultern wachsen schnell
Zwei weisse Schwanenflügel.
Es fliegt dahin wie Sturmgebraus
Durch ungemess'ne Räume.
Nur zu! — Ich weiss, ich lieg' zu Haus
Auf meinem Bett und träume.

* * *



INHALT.





RANUNKULUS.

s war einmal ein junger Magister, der trotz seiner Jugend so klug und gelehrt war, dass die sieben Weisen Griechenlands, wenn sie sich bei einem Besuch der Oberwelt mit ihm in eine Disputation eingelassen hätten, vor ihm dagestanden wären wie die Schulbuben.

Selbiger Magister war an einem Frühlingsmorgen in's Freie gegangen, um das Gras wachsen zu hören, denn auch das verstand er, und wie er so wandelte im lichten Maiengrün und sah, wie die bunten Wunder der Luft um die Sternblumen flogen, und hörte, wie die Grillen im Gras, die Vögel in den Zweigen und die Frösche im Wiesen-

bach ihr Hochzeitslied sangen, da gedachte er seines Heimathdorfes, das er vor Jahren verlassen, um die hohe Schule zu besuchen, und gedachte auch der kleinen schwarzäugigen Dirne, die ihm zum Abschied ein Herz von Lebzelten geschenkt und dabei bittere Thränen vergossen hatte, und es wurde ihm gar wunderlich zu Muthe.

Am folgenden Tage schnürte der Magister sein Bündel, nahm seinen knotigen Stab in die Rechte und wanderte, Lust und Freude im Herzen tragend, zum Thor hinaus und in die grüne Welt hinein.

Nach drei Tagen erblickte er hinter blühenden Obstbäumen das blaue Schieferdach seines heimathlichen Kirchthurms, und der Wind trug leises Glockengeläut zu ihm herüber.

„Ob sie mich wohl erkennen wird?“ sprach er zu sich. „Schwerlich, und auch ich werde Mühe haben, in der Achtzehnjährigen die kleine Grete von damals wiederzufinden. Aber ihre Augen, ihre grossen Schlehenaügen, die müssen sie mir verrathen.

Und wenn ich sie vor ihrer Thür auf der Steinbank sitzen sehe, dann trete ich an sie heran und — und das Weitere wird sich finden.“

Der Magister warf seinen Hut in die Luft und that einen hellen Jauchzer, dass er vor seiner eigenen Stimme erschrak. Scheu blickte er um sich, ob Jemand Zeuge seiner Ausgelassenheit gewesen sei, aber ausser einer Feldmaus, die hastig in ihr Loch flüchtete, war nichts Lebendes in der Nähe.

Mit hochklopfendem Herzen hielt der Gelehrte seinen Einzug in das Dorf. Das Glockengeläute war verstummt, dafür aber erschallte fröhlicher Geigen- und Flötenlaut. Ein Brautzug bewegte sich durch die enge Dorfgasse.

Der Bräutigam, ein junger, stattlicher Bauer, sah freudig und stolz drein, als ob er den lieben Herrgott fragen wolle: „Wie theuer haltet Ihr die Welt?“ Die Braut im Schmuck der glitzernden Krone hatte die Augen züchtig zu Boden gesenkt. Einmal aber schlug sie die Lider doch empor, und

die Augen, die grossen Schlehenaugen verriethen dem Magister, wer unter der Brautkrone einherschritt. Und der Arme wandte sich und ging unerkannt den Weg zurück, den er gekommen war.

Es war Mittag geworden. Grüngolden glänzte die Flur, und wo ein Wasser floss, da hatte die Sonne tausend und tausend glimmende Funken darüber gestreut. Die Kreatur freute sich des Lichtes, dem Magister aber that es heute weh, und er schirmte deshalb die Augen mit der Hand. So schritt er vorwärts.

Da gesellte sich zu ihm ein Wanderer, der wohl schon einen weiten Weg gemacht hatte, denn er sah aus wie eine wandelnde Staubwolke.

„Guter Freund," redete der Fremde den Magister an, „Euch blendet das Sonnenlicht. Ist's nicht so?"

Der Magister bejahte das.

„Seht," fuhr der Andere fort, „dagegen giebt's kein besseres Mittel, als eine graue Brille, wie ich eine trage. Versucht's einmal,"

und mit diesen Worten nahm er seine Brille von der Nase und überreichte sie dem Magister.

Dieser willfahrte dem Manne und setzte die trübgefärbten Gläser auf. Sie thaten wirklich seinen heissen Augen wohl. Die Sonne verlor ihren hellen Schein, die Wiese mit ihren rothen und gelben Blumen, die Bäume und Büsche und das Himmelsdach, Alles war grau, und so war es dem Magister eben recht.

„Ist Euch die Brille feil?“ fragte er den fremden Wandersmann.

„Sie ist in guten Händen,“ erwiderte dieser, „und ich führe stets mehrere solcher Brillen bei mir. Nehmt sie von mir zum Andenken, Herr Magister.“

„Ah, Ihr kennt mich also? Und darf ich fragen —“

„Wer ich bin,“ ergänzte der Fremde. „Mein Name ist Griesgram. „Gehabt Euch wohl!“

Mit diesen Worten schlug er einen Feldweg ein und bald war er verschwunden.

Der Magister aber drückte die graue Brille fest auf die Nase und zog fürbass.

Seit dieser Begebenheit waren Jahre verflossen. Der Magister war ein grämlicher Junggesell geworden und hatte verlernt, sich an der Welt zu freuen. Er ging wohl noch hinaus ins Freie, aber der Bäume Grün und der Blüthen Farbenpracht waren für ihn nicht mehr vorhanden. Die Pflanzen riss er aus, trug sie heim und presste und trocknete sie. Dann legte er die Blumenmumien in graues Löschpapier, schrieb einen lateinischen Namen dazu, und das war seine einzige Freude, wenn es Freude zu nennen war.

Einstmals kam der Magister auf einer seiner Wanderungen in ein abgelegenes Thal; darinnen floss ein Bach, der eine Mühle trieb. Und weil er durstig geworden war, so fragte er die alte Frau, die sich vor der Thür sonnte, ob er vielleicht einen Trunk haben könne. Die Alte bejahte dies, lud den Gast zum Sitzen ein und ging in's Haus. Nicht lange darauf brachte ein junges Mädchen Milch und Brot und stellte Beides vor den

Gast auf den Steintisch. Da wollte es dem Magister vorkommen, als ob das Mädchen nicht hässlich sei, aber durch seine graue Brille konnte er das nicht recht erkennen, und abnehmen mochte er die Brille nicht, weil er meinte, das Sonnenlicht thue seinen Augen weh. Schweigend verzehrte er, was man ihm geboten, und da die Müllerstochter keine Bezahlung nehmen wollte, so drückte er ihr die Hand, dann ging er. Sie aber schaute dem traurigen Mann nach, bis er hinter den Büschen verschwunden war.

Das Wiesenthal, in welchem die Mühle lag, musste wohl mancherlei seltene Kräuter hegen, denn der gelehrte Magister kam drei Tage nach seinem ersten Besuch wieder und sprach auch wieder in der Mühle vor. Und so kam er noch öfter und war bald ein gern gesehener Gast.

Der alten Grossmutter brachte er Zucker, Kaffee, Schnupftabak und andere sinnige Geschenke mit, und den Müller unterhielt er mit erbaulichen Gesprächen, an das blonde Töchterlein aber richtete er nie ein Wort.

sondern begnügte sich, die Schöne zuweilen durch seine grauen Brillengläser anzuschauen. Dann stiess wohl der Müller die Grossmutter leise mit dem Ellenbogen an, und die alte Frau nickte mit dem weissen Kopf.

Eines Tages, als der Magister die Mühle verlassen hatte und den Saum der Wiese entlang ging, bemerkte er einen Maulwurf, der in der Schlinge hing und sich zappelnd mühte, dem Tod am Galgen zu entrinnen. Der gutherzige Mann trat hinzu, löste den Gefangenen und setzte ihn auf den Boden, dann gingen Maulwurf und Magister, ein jeder seinen Weg.

Als der Gelehrte am Abend desselbigen Tages in seiner Studirstube sass, da geschah es, dass eine Fledermaus zum offenen Fenster hereingeflogen kam. Das ist gerade nichts Seltsames. Dass aber auf der Fledermaus ein Männlein ritt, nicht grösser als ein Finger, und dass das Männlein abstieg und sich vor dem Magister tief verneigte, das kam diesem sehr wunderbar vor.

„Was suchst du hier?“ fragte er den Kleinen nicht eben freundlich. „Geh' zu einem Fabelschmied und störe vernünftige Leute nicht in der Arbeit!“

Das Männlein aber liess sich nicht beirren; es kam näher, setzte sich auf das Streusandfass und sprach:

„Weise mich nicht von dir; ich habe Gutes mit dir vor, denn du hast mich heute aus einer üblen Lage befreit. Der Maulwurf, den du aus der Schlinge löstest, war ich.“

„So! Und wer bist du eigentlich?“ fragte der Gelehrte und musterte den kleinen Mann durch seine Brille. Er war von feiner, zierlicher Gestalt, und wären die Brillengläser nicht grau gewesen, so hätte der Magister wahrnehmen können, dass der Kleine ein grünes Röckchen und eine goldgelbe Kappe trug.

„Ich bin der Wiesengeist Ranunkulus,“ sprach das Gezwerg. „Meine Diener pflegen die Gräser und Kräuter. Die einen waschen sie mit Thau, die anderen kämmen sie mit Sonnenstrahlen und wieder andere führen

den Wurzeln Nahrung zu. Die letztgenannten wollte ich heute Morgen bei der Arbeit belauschen und nahm, um nicht erkannt zu werden, Maulwurfsgestalt an. Bei dieser Gelegenheit gerieth ich in die Schlinge, aus der mich deine Hand befreite. Und nun bin ich hier, um dir zu danken und dir einen Gegendienst zu leisten."

„So lass hören!" sprach der Magister.

„Du bist ein gelehrter Mann," hub Ranunkulus wieder an. „Du kennst die Blumen und Kräuter, die auf Wiesen und Bergen, in Wäldern und Feldern wachsen, aber eine Blume kennst du nicht."

„Welche?" fragte der Magister gespannt.

„Das ist die Blume, Herzfreude geheissen".

„Nein, die kenne ich nicht."

„Aber ich," sprach Ranunkulus, „und ich will dir sagen, wo du sie findest. Wenn du dem Mühlenbach, den du kennst, bis zu seinem Ursprung entgegen schreitest, so kommst du an einen Felsen. Dort wirst du eine Höhle finden, welche das Volk die Wichtleinshöhle nennt. Und vor dem Ein-

gang blüht die Blume Herzfreude, aber nur am Trinitatissonntag um die Stunde des Sonnenaufgangs, und wer dann zur Stelle ist, der kann die Blume pflücken. Hast du Alles verstanden?“

„Vollkommen.“

„So gehab' dich wohl,“ sprach das Männlein, bestieg sein geflügelt Reitthier und entflog durch das offene Fenster.

Der Magister rieb sich verwundert die Stirn und schüttelte den Kopf. Dann vertiefte er sich in einen Folianten, der war in Schweinsleder gebunden.

Ein paar Tage nach diesem Ereigniss sass zur Abendstunde vor der Wiesenmühle die schöne Müllerstochter und neben ihr die Grossmutter. Die Spinnräder schnurrten, und die Alte erzählte von der Frau Perchta, die den fleissigen Spinnerinnen Flachsknoten schenkt, welche sich hernach in gelbes Gold verwandeln, und von ähnlichen Wunderdingen mehr. Auch von dem schlafenden Mann berichtete sie, der in der Wichtleinshöhle sitzt. Alle hundert Jahre wird er

sichtbar, und wenn dann eine Jungfrau den schlafenden Mann dreimal küsst, so ist er erlöst, und zum Lohn wird der Jungfrau ein Schatz zu eigen. So erzählte die alte Frau, und das schöne Mädchen hörte zu und spann das Märchen weiter, wie den Flachsfaden, den ihre weissen Finger drehten. Am Himmel zogen die Sterne auf, und weil es die Zeit war, da der Hollunder in Blüthe stand, so überkam die Augen der Jungfrau süsse Mattigkeit. Sie suchte ihre Kammer auf und ging zur Ruhe.

In der Nacht war es ihr, als trete zu ihr ein kleines Männlein, das trug ein grünes Röckchen und eine goldgelbe Kappe. Und der Kleine sah gar freundlich aus und sprach zu dem Mädchen:

„Du Glückskind! Dir und keiner Andern ist der Schatz in der Wichtleinshöhle beschieden.- Morgen ist der Tag, da der schlafende Mann sichtbar wird; um Sonnenaufgang sitzt er schlummernd am Eingang der Höhle, und wenn du dich nicht fürchtest und ihn herzhaft dreimal auf den Mund küsst, so hast

du den Zauber gebrochen und den Schatz gewonnen. Hüte dich aber wohl, bei dem Erlösungswerk ein Wort zu sprechen oder auch nur einen Laut von dir zu geben; denn sonst versinkt der schlafende Mann dreitausend Klafter tief in die Erde und muss wieder hundert Jahre seiner Erlösung harren.“

So sprach der Wicht und verschwand. Das Mädchen aber erwachte aus dem Schlaf und rieb sich die Augen. Ein süsser Duft wie von frischem Heu erfüllte die Kammer und durch den Einschnitt des Fensterladens blickte der grauende Morgen. Da erhob sich die muthige Jungfrau von ihrem Lager und kleidete sich an. Leise verliess sie Kammer und Haus und schritt mit geschürztem Gewand durch das bethaute Gras der Wichtleinshöhle zu.

In den Zweigen regten sich bereits die Waldvögel und stimmten noch halb verschlafen ihre Kehlen. Der weisse Nebel sank zu Boden und zog in Streifen über die Wiesen, und die Spitzen der Tannen färbten sich golden. Da stand die schöne

Müllerstochter am Eingang der Höhle, und richtig, da sass, wie es das Zwerglein voraus verkündet hatte, auf einem bemoosten Stein der schlafende Mann. Beinahe hätte das Mädchen einen lauten Schrei gethan, denn der schlafende Mann sah genau so aus wie der Magister, sogar eine graue Brille trug er auf der Nase.

Zum Glück erinnerte sich noch die Jungfrau an die Mahnung des Zwerges und lautlos, aber mit hochklopfendem Herzen näherte sie sich dem Schläfer, um das fromme Erlösungswerk zu verrichten, und es wollte ihr gar nicht so schrecklich vorkommen, als sie es sich zuvor gedacht hatte.

Leise beugte sie sich über den Schlafenden und küsste ihn auf den Mund. Da machte der Mann eine Bewegung, als ob er erwachen wollte.

Das Mädchen küsste ihn zum zweiten Mal. Da öffnete der Mann seine müden Augenlider und sah die Jungfrau durch die grauen Brillengläser geisterhaft an.

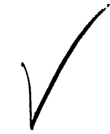
Aber sie blieb standhaft und drückte den dritten Kuss auf seine Lippen.

Da fuhr der Erwachte mit solcher Hast von seinem Sitz empor, dass ihm die Brille von der Nase glitt und auf dem Steinboden zersplitterte. Und er sah wieder nach langer Zeit sonnenbeglänztes Frühlingsgrün, bunte Blumen und blauen Himmel und mitten in all' der Herrlichkeit ein Mädchen schön wie eine Maienrose und schlank wie eine Lilie. Und er umstrickte ihren Leib und gab ihr die drei Küsse zurück, und diesen folgten andere ungezählt.

Auf einer goldgelben Butterblume aber sass der Wiesengeist Ranunkulus und strampelte vor Freude mit den Beinchen. Dann sprang er herunter, dass die Blume in ein heftiges Schwanken gerieth, und ging seinen wichtigen Geschäften nach. Er hatte Wort gehalten. Der Magister hatte seine Herzfreude gefunden und die schöne Müllerstochter ihren Schatz.







DIE TEUFEL
AUF DER HIMMELSWIESE.



EKANNTLICH kommen gute Kinder, wenn sie sterben, in den Himmel und werden Engel. Wenn ihr aber etwa glaubt, dass sie dort den lieben, langen Tag nichts thun als herumfliegen und hinter den Wolken Verstecken spielen, so irrt ihr euch.

Die Engelkinder sind schulpflichtig wie die Buben und Mädchen auf der Erde und müssen an den Wochentagen Vormittags drei und Nachmittags zwei Stunden in der Engelschule sitzen. Da schreiben sie mit

goldenen Griffeln auf silberne Tafeln, und statt der A-B-C-Bücher haben sie Märchenbücher mit bunten Bildern. Geographie lernen sie nicht, denn wozu braucht man im Himmel Erdkunde, und das Einmaleins kennt man in der Ewigkeit gar nicht. Engelschullehrer ist der Doktor Faust. Der war auf Erden Magister, und wegen einer gewissen Geschichte, die nicht hierher gehört, muss er noch dreitausend Jahre im Himmel Schule halten, ehe die grossen Ferien für ihn beginnen. Mittwoch- und Samstagnachmittag haben die kleinen Engel frei; dann werden sie vom Doktor Faust auf der Milchstrasse spazieren geführt. Sonntags aber dürfen sie vor dem Himmelsthor auf der grossen Wiese spielen, und darauf freuen sie sich schon die ganze Woche. Die Wiese ist nicht grün, sondern blau, und tausend und abertausend silberne und goldene Blumen wachsen darauf. Die leuchten in der Nacht, und wir Menschen nennen sie Sterne.

Wenn sich die Engel vor dem Himmelsthor herumtummeln, ist der Doktor Faust

nicht zugegen, denn der muss sich am Sonntag von der Mühsal der vergangenen Woche erholen. Die Aufsicht führt dann der heilige Petrus, der am Himmelsthor Wache hält. Er passt auf, dass es beim Spiel hübsch ordentlich zugeht und dass sich keiner verläuft oder verfliegt, wenn sich aber einmal einer zu weit vom Thor entfernt, so pfeift er auf seinem goldenen Schlüssel, das heisst „zurück!"

Einmal, es war gerade sehr heiss im Himmel, ist der heilige Petrus eingeschlafen. Wie das die Engel gemerkt haben, sind sie ausgeschwärmt dahin und dorthin und haben sich über die ganze Wiese zerstreut. Die Unternehmendsten von ihnen aber sind auf Entdeckungen ausgegangen und sind am End an die Stelle gekommen, wo die Welt mit Brettern zugeschlagen ist. Erst haben sie gesucht, ob nicht irgendwo eine Ritze wäre, durch welche man blinzeln könne, dann aber, wie sie keine Lücke gefunden, sind sie die Bretterwand hinaufgeklettert und geflattert und haben hinüber geschaut.

Drüben auf der andern Seite war die Hölle, und vor dem Höllenthor hat sich just eine Menge kleiner Teufel herumgetrieben. Die waren kohlschwarz und hatten Hörner am Kopf und hinten lange Schwänze. Zufälligerweise sah einer von ihnen in die Höhe und nahm die Engel wahr, und alsbald baten sie flehentlich, die Engel möchten sie auf kurze Frist in den Himmel lassen, sie wollten sich ganz fein und manierlich aufführen.

Das hat die Engel erbarmt, und weil ihnen die kleinen, schwarzen Kerle gefielen, so haben sie gemeint, man könne den armen Teufeln das unschuldige Vergnügen wohl gönnen. Einer von ihnen hat gewusst, wo die Jakobsleiter steht. Die haben sie aus der Rumpelkammer herbeigeschleppt (Sankt Peter war zum Glück noch nicht aufgewacht), haben sie über die Bretterverzäunung gehoben und hinab in die Hölle gelassen. Sogleich sind die geschwänzten Bursche die Sprossen heraufgeklettert wie die Affen, die Engel haben ihnen die Hände gereicht, und so

sind die Teufel auf die Himmelswiese gekommen.

Anfangs betrugen sie sich ganz ordentlich. Sittsam schritten sie einher und trugen ihre Schwänze als Schleppen im Arm, wie ihnen das des Teufels Grossmutter, die viel auf Anstand hält, beigebracht hatte. Es dauerte aber nicht lange, so wurden sie ausgelassen, schlugen Räder und Purzelbäume und gröhlten dazu wie echte Teufelsrangen. Den braven Mond, der freundlich aus einem Himmelsfenster hervorschaute, spotteten sie aus, wiesen ihm die Zunge und machten ihm lange Nasen, und schliesslich fingen sie an die Blumen, die auf der Wiese standen, auszuraufen und auf die Erde hinunter zu werfen.

Jetzt wurde es den Engeln bang, und sie bereuten es bitter, dass sie die unsauberen Gäste in den Himmel gelassen hatten. Sie baten und drohten, aber die Teufel kehrten sich an nichts und trieben es immer toller.

Da weckten die Engel in ihrer Angst den heiligen Petrus und gestanden ihm reumüthig, was sie gethan hatten. Der schlug

die Hände über den Kopf zusammen, als er des Unfugs, den die Teufel trieben, gewahr wurde. „Marsch hinein!“ donnerte er, und die Kleinen schlichen mit hängenden Flügeln durch das Thor in den Himmel. Dann rief Sankt Peter ein paar handfeste Engel herbei. Die fingen die Teufelsbraten zusammen und brachten sie dahin, wohin sie gehörten.

Die Strafe blieb nicht aus. Drei Sonntage hintereinander durften die kleinen Engel nicht vor das Himmelsthor, und wenn sie spazieren geführt wurden, mussten sie zuvor ihre Flügel losschnallen und den Heiligenschein ablegen, und für einen Engel ist es eine grosse Schande, wenn er ohne Flügel und Heiligenschein herumlaufen muss.

Etwas Gutes hatte die Sache aber doch. Die Blumen, welche die Teufel ausgerissen und auf die Erde geworfen hatten, schlugen Wurzel und mehrten sich von Jahr zu Jahr. Freilich verlor die Sternblume viel von ihrer himmlischen Schöne, aber lieblich anzusehen ist sie immer noch mit ihrer goldgelben Scheibe und dem silberweissen Strahlen-

kranz. Und weil sie himmlischen Ursprungs ist, so wohnt ihr eine ganz besondere Kraft inne. Wenn eine Dirne mit Zweifel im Gemüth die weissen Blätter des Blüthensterns einzeln abzupft und dazu einen gewissen Spruch raunt, so weiss sie beim letzten Blättlein ganz sicher, was sie zu wissen begehrt.





SCHLEIERWEISS.

Die Stadt war wie ausgestorben, denn wen nicht Krankheit oder Gebrest das Haus zu hüten zwang, der war hinausgewandert auf die Vogelwiese, wo die Schützengilde sich mühte, den zweiköpfigen Adler, des heiligen römischen Reiches Symbolum, stückweis von der Vogelstange herunter zu schiessen. In Hütten, die mit Tannenreis gedeckt und bunten Fähnlein geziert waren, sassen die Bürger und tranken Bier und schäumenden Bräuhahn. Rothwangige Dirnen mit weissen Fürtüchern und aufgewundenen Aermeln standen hinter den Bratwurstrosten und scheuchten mit Wedeln den von den Kohlen aufwirbelnden Rauch.

Dazu trieb allerhand fahrendes Volk in bunte Fetzen gekleidet sein Wesen; Messerwerfer, Feuerfresser und Luftspringer priesen mit heiseren Kehlen ihre Kunstfertigkeit, und zum Klang der polnischen Hummel tanzte der Bär seinen ungefügen Reigen.

Vom Schützenhof her, aus dessen Giebelfenster die Fahne wehte, die Kaiser Heinrich der Gilde verehrt, krachten unablässig die schweren Hakenbüchsen, und der Adler auf der Stange hatte bereits Szepter und Reichsapfel sammt den Klauen sowie eine Schwinge eingebüsst. Die Männer, die an Werktagen Hammer und Hobel, Axt und Ahle führten, handhabten das Feuerrohr so sicher wie ihr zunftmässiges Handwerkszeug und sahen in ihren Schützenwämsern gar stattlich aus. Sie vergassen über dem Schiessen auch das Trinken nicht, und der grosse Humpen, der wildes Gethier in getriebener Arbeit zur Schau trug, machte fleissig die Runde.

Unter den Frauen, die sich im Schützenhof eingefunden hatten, um der Männer Fertigkeit anzuschauen, stach eine junge,

schlanke Dirne nicht minder durch ihre Schönheit als durch ihre Tracht hervor. Sie war gekleidet nach Art der Landleute, aber der dunkle Rock war von feinem Brabanter Tuch, die Knöpfe des Mieders waren massiv silbern, und die schwarze Seidenhaube, unter der die langen gelben Zöpfe hervorhingen, hatte einen goldenen Flecken, der unter Brüdern seine zwei Laubthaler werth war.

Die anwesenden Bürgertöchter bemerkten mit Missfallen, wie sich die Junggesellen in auffallender Weise nach dem Tisch hindrängten, an welchem das Mädchen sass, und rümpften die Näschen über die Landmaus und die Geschmacksverirrung der Männer. Uebrigens gereichte es ihnen einigermassen zur Beruhigung, dass alle Bemühungen der Stadtherren, an die Dirne heranzukommen, vergeblich waren. Sie sass zwischen dem wetterbraunen, mit einem eisgrauen Schnurrbart gezierten Bannförster und einem jungen, wildblickenden Jägerburschen; die übrigen Plätze waren auch besetzt, und zwar von lauter Waidgesellen, so dass die schöne

Dirne als wohl behütet zu erachten war. Der Alte neben ihr war ihr Vater, der junge Jäger aber an ihrer andern Seite war des Vaters Forstgehülfe. Er hatte heute die besten Schüsse gethan, und die Stadtschützen beneideten ihn nicht weniger um sein Glück im Treffen als um seinen Platz neben der schönen Margarethe. Diese schien aber von des Burschen Nähe nicht sonderlich erbaut zu sein; sie beantwortete seine Fragen nur einsilbig, und wenn er näher zu rücken versuchte, nahm sie die Falten ihres Kleides scheu zusammen, als fürchte sie die Berührung des wilden Gesellen.

Jetzt ertönte die Stimme des Waibels durch den Raum: „Förster Henner, macht Euch fertig!“ Der Vater des Mädchens erhob sich von der Bank, um seinen Schuss auf den Vogel zu thun, und dem Alten folgte der junge Jäger auf dem Fuss.

Von dem stattlichen Adler war bereits nichts mehr übrig als der Rumpf. Wer aber diesen von der Stange schoss, der war Schützenkönig.

Der Förster zielte und schoss. Man sah, wie der Rumpf erzitterte und sich nach vorn neigte, aber er fiel nicht zu Boden. Das Freudengeschrei, welches Einige schon erhoben hatten, verstummte jählings, und der Förster stiess ingrimmig den Kolben der Büchse auf den Boden.

Nun kam Witsch, so hiess der junge Jäger, an die Reihe. Er hob das Rohr und bewegte raunend die Lippen. Da geschah etwas Seltsames. Der Rumpf des Adlers, als ob er sich nachträglich eines Besseren besonnen hätte, löste sich von der Stange und fiel zu Boden, wie vom Baum ein überreifer Apfel. Die Büchse des Schützen krachte zu spät, die Kugel pfiff in's Blaue.

Schadenfrohes Gelächter erhob sich, und Jedermann gönnte dem jungen Gesellen sein Unglück recht von Herzen, denn der braune Witsch war Einer, dem Niemand etwas Gutes zutraute noch wünschte. Der aber schien sich nichts aus dem Vorfall zu machen, ja er war der Erste, der seine

Stimme erhob, um den alten Henner als Schützenkönig zu begrüssen.

Des Försters Gesicht strahlte vor Freude, als man ihm die Kette mit den Schaumünzen umhing und ihn als König ausrief. Er dankte wie ein richtiger König nach allen Seiten hin, und dann nahmen sie ihn in die Mitte und zeigten ihn der Menge. Voraus schritten die Trommelschläger und Zinkenisten, dann kam der Fahnenmann, der nach althergebrachter Sitte mit wunderlichen Sprüngen einhertanzte. Diesem folgte, von Ehrenholden geleitet, der Schützenkönig; hinter ihm schritten die, welche ein Best gewonnen hatten, voraus der Witsch, dann die Zieler mit den Stücken des zerschossenen Vogels und zuletzt der Rest der Gilde. Der Zug bewegte sich im Kreis um die Vogelwiese und kehrte wieder in den Schützenhof zurück, wo das Königsmahl die Feier beschliessen sollte.

Dort angelangt trat der Schützenkönig auf seinen Forstgehülfen zu, fasste ihn bei der Hand und sagte laut und vernehmlich,

dass es Jedermann hören konnte: „Witsch, es ist mir lieb und leid, was geschehen ist. Diese Ehr' ist dir entgangen, aber du bist doch von uns Beiden der bessere Schütz. Ja, liebe Gesellen," wandte er sich an die Uebrigen, „es ist Keiner unter euch, der's ihm nachthut."

Im Ring der Schützen erhob sich unwilliges Gemurmel. Da liess der braune Waidmann seine Augen über die Versammelten laufen und verzog den Mund. Dann schaute er empor, wo hoch in der Luft die Stechschwalben hin und her schossen.

„Wer von euch," fragte er, „traut sich mit einer Kugel zwei Schwalben herunterzuholen?"

Die Schützen schwiegen.

Witsch aber hob die Büchse, zielte einen Augenblick, gab Feuer, und zwei vom Blei zerfetzte Schwalben fielen aus der Luft herunter.

„Habt ihr's gesehen?" rief der alte Henner. „Nein, dem thut's Keiner gleich."

Die Männer schwiegen und mancher

scheue Blick streifte den unheimlichen Schützen, der dastand, als ob der Schuss etwas Alltägliches sei. Der Förster aber nahm seinen Gehülfen am Arm, führte ihn zum Tisch und hiess ihn neben seiner Tochter niedersitzen.

Wer das Recht nicht hatte, an der Schützentafel zu pokuliren, der that's in einer Hütte auf der Vogelwiese, und an den mit nassen Ringeln reich gezierten Tischen ward der Meisterschuss des Jägers Witsch von allen Seiten beleuchtet.

„Habt ihr gehört, was er murmelte, ehe er nach dem Rumpf auf der Vogelstange schoss?“ fragte der Schützenwaibel, der hinter der Kanne von seiner Arbeit ausruhte.

‚Was fallen muss,
Fällt ohne Schuss,‘

so lautete der Spruch. Ich stand dabei, ich hab's gehört. Das ist ein Segen, den er nicht in der Kirche gelernt hat. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Vogel selbst abzuschiessen und Schützenkönig zu werden,

aber der schlaue Fuchs lässt die Ehr' dem Alten und gewinnt die Tochter."

„Und was haltet Ihr von dem Schuss auf die Schwalben?" fragte einer der Zieler den Waibel.

Der Alte wiegte den ergrauten Kopf. Er war Landsknecht gewesen und wusste in solchen Dingen Bescheid. Er fing an zu berichten von Freikugeln, Kugelsegen und unsichtbar machendem Farnkrautsamen. Dazwischen erzählte er schauerliche Geschichten vom Heljäger, der Nachts in den Wolken jagt, und allerhand Waidmannsspuk, so dass die Köpfe der Zuhörer mehr und mehr aufgeregt wurden.

Ueber dem Haupt des Jägerburschen Witsch zog sich ein Ungewitter zusammen. Man solle dem Zauberer, dem Freischützen den Prozess machen, meinte ein ängstlicher Schneidermeister. Doch neigten sich die Anderen mehr zu der Ansicht eines rauflustigen Schmiedegesellen, der den Vorschlag machte, dem Witsch mit ungebrannter Asche einen Denkzettel auf den Rücken zu schrei-

ben, dass er sich des Schützenfestes zeitlebens erinnere.

Die Nacht brach herein; der Schützenhof leerte sich. Der alte Henner aber sass noch mit seinen Gefreundeten beim Becher und achtete nicht auf seine Tochter, die ihn durch wiederholtes Zupfen am Wamms zum Aufbruch mahnte. Man lockt eher den Fuchs aus dem Bau, als den Waidmann aus der Schenke.

Jagd- und Schützenabenteuer bildeten auch hier den Stoff des Gesprächs, und im reinsten Jägerlatein wurden die unglaublichsten Sachen aufgetischt. Ganz wunderbar aber klang das Stücklein von den drei Schützen und dem Kleeblatt. Die Geschichte lautete folgendermassen:

Drei fahrende Jägerburschen sind einmal in einer Waldschenke eingekehrt und haben sich's wohl sein lassen. Wie sie nun Speis und Trank reichlich genossen, haben sie den Wirth gerufen und ihn gefragt, ob er etwas sehen wolle, dergleichen noch Niemand zuvor geschaut. Das war der Wirth zufrieden

und verhiess ihnen freie Zeche. Da brach Einer ein Kleeblatt, der Zweite holte eine Leiter und befestigte das Kleeblatt am Giebel des Hauses, der Dritte aber zählte hundert Schritte ab und hiess seine Gesellen herankommen. Dann legte der Erste an und schoss das erste Blättlein herunter, der Andere traf das zweite und der Dritte das dritte. Da verwunderte sich der Wirth, reichte jedem der Gesellen noch einen Trunk und war froh, als sie von hinnen fuhren.

„Wenn das wahr ist," sagte der alte Henner, „so haben die Gesellen mit Freikugeln geschossen."

Und das meinten auch die Anderen.

Der braune Witsch aber lachte und sagte, das sei Kinderspiel; er mache sich anheischig, ein Gleiches zu thun.

„Auch wenn ein Anderer als Ihr die Büchse ladet?" fragte einer der Männer misstrauisch.

„Laden mag, wer will," entgegnete Witsch trotzig, „aber ehrlich muss es dabei zugehen."

„Wenn du das fertig bringst," rief der

alte Henner weinselig, „dann, Junge, gebe ich dir als Schussgeld, was du von mir begehrst.“

„Vater!“ mahnte das Mädchen ängstlich.

„Was du von mir begehrst,“ wiederholte der Förster.

„Wohlan,“ sprach Witsch langsam, „ich werde auf hundert Schritte mit drei Kugeln und drei Schüssen die Blättlein eines Kleeblattes vom Stiele schiessen, und Ihr versprecht mir als Schussgeld zu geben, was ich von Euch heische. Gilt's?“

„Thu's nicht, Vater, thu's nicht!“ rief das Mädchen in heller Angst.

„Du Närrchen,“ lachte der Vater, und die Waidgesellen stimmten in das Gelächter ein. Es war Keinem zweifelhaft, was der Jäger als Schussgeld begehren würde, und die Angst der armen Margarethe hielten sie für jüngferliche Scham.

„Es gilt!“ rief der Förster und streckte die Hand aus, „ein Mann, ein — —“

„Halt!“ fiel ein alter Jäger ein. „Wenn

aber das Stücklein nicht gelingt, was zahlt dann der Schütz als Busse?“

„Was ihr wollt,“ antwortete Witsch.

Margarethe war aufgestanden; sie sah todtenblass aus.

„Dann soll er gehen,“ sagte sie, „so weit ihn seine Füsse tragen, und mir nie wieder unter die Augen treten.“

Witsch biss sich auf die Lippen.

„Gut, Jungfer,“ sprach er knirschend, „so soll's geschehen. Die Hand her, Förster! Ich schlage ein, ein Mann ein Wort.“

Der Pakt war geschlossen.

Während der Alte mit zitternder Stimme seine Tochter zurechtwies, machte der braune Witsch kurzen Abschied und hob sich hinweg. Draussen um den Schützenhof schlich eine Schaar handfester, rauflustiger Gesellen, aber der, auf den sie lauerten, entkam ihnen. Er trug vermuthlich Farnkrautsamen bei sich.

*
* *

Am Fusse des Thorsteins auf einer Waldlichtung lag die Försterei, in welcher der alte Henner hauste. Schwergemuth sass er

auf der Steinbank vor der Thür, und der gefleckte Schweisshund, der sich nicht weit davon niedergethan hatte, blinzelte zuweilen nach seinem Herrn hinüber. Er hätte seine Theilnahme gern durch eine stumme Liebkosung an den Tag gelegt, aber er fand es gerathener, dem übelgelaunten Mann nicht nahe zu kommen. Der Alte war unzufrieden mit sich selbst und wollte es doch nicht eingestehen. Er hätte einen Finger darum gegeben, wenn er den mit dem Forstgehülfen geschlossenen Pakt wieder rückgängig hätte machen können, denn es war ihm jetzt klar, dass sein Kind einen unbesiegbaren Widerwillen gegen Witsch hatte, und wenn er sich auch damit zu trösten suchte, dass Abneigung oft im Ehestand in Zuneigung verkehrt werde, so wünschte er doch im Grund seines Herzens, Witsch möge die Kleeblattprobe nicht bestehen.

Am Tage der Sonnenwende, der nach altem Herkommen von den Jägern festlich begangen wurde, sollte der Forstgehülfe seine Kunst zeigen, und Sonnenwende war nicht

mehr fern. Die arme Margarethe ging einher, bleich wie die Waldfrau, die Hirten und Kohlenbrennern in mondhellen Nächten zuweilen begegnet, und der Vater hatte kaum das Herz, ihr in die rothgeweinten Augen zu sehen.

Nun besass Margarethe eine Ziege, die hiess Schleierweiss, und ward im ganzen Gebirg keine Gais gefunden, die es ihr an Klugheit gleich that. Schleierweiss merkte recht wohl, dass ihre Herrin Leid im Herzen trug, und wenn sie auf die Weide geführt wurde, so sprang sie nicht wie sonst mit fröhlichen Sprüngen um Margarethe, sondern ging traurig hinter ihr her und liess die Ohren hängen.

Der Vorabend des Sonnenwendtages war gekommen. Die Försterei war zum Empfang der Gäste mit Tannenreis und Laubgewinden geschmückt, aber die Insassen gingen einher, als ob ein Todter im Hause läge.

Margarethe hatte ihre Ziege gemolken, und nun sass sie auf dem Melkstuhl, hielt die Hände gefaltet im Schooss und weinte bitterlich.

„Ach, Schleierweiss,“ sprach sie kläglich, „warum muss ich so elend sein?“

Es war, als ob die Gais nur auf eine Anrede gewartet hätte, denn zum Erstaunen des Mädchens that sie ihr rosenfarbiges Mäulchen auf und sprach:

„Du fragst zur guten Stunde. In der heiligen Sonnenwendnacht, da Alles los ist und wandelt, gewinnen wir Thiere Sprache und ich darf dir antworten. Sprich, was dich kümmert, vielleicht kann ich dir helfen; ich bin keine gewöhnliche Ziege.“

„Was bist du denn?“ fragte die Jungfrau. „Bist du vielleicht eine verwunschene Prinzessin?“

„Nein,“ antwortete Schleierweiss, „ich bin etwas Besseres. Ich stamme in gerader Linie von einem der Böcke ab, die in grauer Zeit den Wagen des Alten gezogen haben, der drüben im Thorstein schläft. Doch davon weisst du nichts. Aber glaube mir, dass ich mehr bin als die anderen einfältigen Gaisen und dass ich dir zu helfen gewillt bin, wenn ich's vermag.“

„Ach, gute Schleierweiss, wenn du das könntest!“

Und nun berichtete Margarethe, was sie kümmerte.

Die Ziege hörte aufmerksam zu. Als das Mädchen geendigt hatte, sprach sie:

„Dem braunen Witsch darfst du nimmermehr zu eigen werden. Der ist der Hölle verfallen, und ich weiss, warum. Morgen werden es drei Jahre, da hab' ich ihn im Walde belauscht. Es war um die Mittagsstunde drüben auf der Elbenwiese. Da stand er und hatte vor sich ein weisses Tuch ausgebreitet, und wie die Sonne am höchsten stand, schoss er nach dem Sonnenrad und drei Blutstropfen fielen herab auf das Tuch. Das nahm er auf und barg es an seiner Brust. Seit der Zeit geht ihm kein Schuss fehl, und er wird auch morgen die Kleeblättlein treffen, und stünde er hundert Stunden weit vom Ziel.“

„Du siehst, mir ist nicht zu helfen,“ stöhnte Margarethe.

„Vielleicht doch,“ entgegnete Schleier-

weiss. „Es wäre nicht das erste Mal, dass Teufelskunst zunichte wird. Führe mich morgen vor Sonnenaufgang auf die Weide, vielleicht finde ich, was dir hilft."

„Wo steckt denn die Dirne?" rief in diesem Augenblick die polternde Stimme des alten Henner, der seinen Kopf durch das Fenster des Stalles steckte. „Eingeschlafen beim Melken! — Komm' heraus, Margarethe, und bereite mir das Nachtmahl."

Das Mädchen fuhr empor vom Melkstuhl, auf dem sie eingenickt war, streichelte der guten Schleierweiss den Kopf und begab sich zu ihrem Vater.

Der Traum, denn ein solcher musste es wohl gewesen sein, ging der Dirne aber doch im Kopf herum. Vor Tagesanbruch führte sie die Ziege auf die Weide, und als sie mit ihr nach der Försterei zurückkehrte, that Schleierweiss lustige Sprünge wie ein junges Böcklein, und Margarethe sah ruhig, ja fast heiter aus, so dass der Vater den grauen Kopf verwundert schüttelte.

Die geladenen Gäste kamen, und auch

der Forstgehülfe Witsch fand sich ein. Er schaute frech drein und schien seiner Sache gewiss. Margarethe bot ihm den Willkommtrunk ebenso wie den übrigen Gästen, mied aber seine Nähe so viel als thunlich.

Als die Geladenen vollzählig waren, trat der alte Henner in ihren Ring und erneuerte das Versprechen, welches er beim Schützenfest seinem Waidgesellen gegeben hatte, und dieser erklärte sich auf Befragen bereit, das Probestück sogleich abzulegen.

Der Förster winkte mit kummervoller Miene seiner Tochter und sprach:

„Schaffe ein Kleeblatt zur Stelle und hefte es mit Wachs an das Scheunenthor!"

Ein Kleeblatt war schon zur Hand und Margarethe befestigte es mit zitternden Fingern an dem Thor.

Der junge Jäger nahm seine Weite. Hundert Schritte waren ausbedungen, aber der Uebermüthige verdoppelte die Anzahl aus freien Stücken. Das Kleeblatt war aus der grossen Entfernung kaum zu erkennen. Einer der Jäger lud die Büchse vor den

Augen der Uebrigen und reichte sie dem Schützen. Dieser hob das Rohr und drückte ab, ohne merklich zu zielen; ebenso schnell liess er die beiden anderen Schüsse folgen.

„Nun geht hin und seht zu!“ rief er siegesgewiss und blickte mit wilder Freude auf die schöne Margarethe, die mit hochklopfendem Herzen in der Ferne stand.

Die Zeugen eilten nach dem Scheunenthor, während Witsch auf die Jungfrau zuschritt.

Da rief's zu ihm herüber:

„Witsch, Ihr habt verloren; ein Blättlein sitzt noch am Stiel.“

„Unmöglich!“ schrie der Schütze und stürzte nach dem Thor. Aber es war keine Täuschung. Die drei Kugeln hatten nebeneinander das Holz durchgeschlagen, aber an dem Stiel des Klees haftete noch ein unversehrtes Blatt.

Die schwarzen Augen des Schützen schossen Blitze. Dann hob er die Faust gen Himmel und that einen greulichen Fluch. dass es den Männern eiskalt den Rücken

hinunterrieselte, und schritt ohne Gruss in den wilden Wald hinein.

Die schöne Margarethe aber war zu ihrer Gais geeilt und umschlang lachend und weinend den Hals ihrer Retterin.

Die kluge Schleierweiss hatte am Morgen das Mädchen an eine Stelle geführt, wo es ein vierblättriges Kleeblatt finden musste, und vier Blättlein mit drei Kugeln abzuschiessen, das vermag auch kein Freischütz.

Der unheimliche Witsch liess sich nicht mehr in der Gegend blicken; es war, als ob ihn die Erde eingeschluckt hätte. Später wollen ihn Holzleute im Gefolge des Heljägers gesehen haben, doch bleibt die Sache dahingestellt.

Die Spuren der drei Kugeln sind noch heutzutage an dem Scheunenthor zu sehen, und auch einen Abkömmling der klugen Ziege Schleierweiss zeigte man mir, als ich mir an Ort und Stelle die Wundermär berichten liess, und so muss die Geschichte doch wohl wahr sein.





DIE OTTERKÖNIGIN.

Es war einmal ein junger Schafhirt, der besass ausser der groben Gewandung, die er auf dem Leib trug, noch zwei Dinge, seine Querpfeife und seine Mechthild, ein rundliches, braunes Mädel mit kirschrothen Lippen. Die Pfeife hatte er sich geschnitzt, die Dirne hatte er im Wald gefunden, wo ihr Vater Kohlen brannte. Dass sie einmal Mann und Frau werden mussten, darüber waren beide einig, auch der alte Köhler hatte nichts dagegen, und sie hätten frischweg in die Ehe treten können, wenn sie ausser ihrer Liebe noch etwas gehabt hätten, aber mit Liebe allein, und wäre sie noch so heiss, kocht man keine Suppe und keinen Kindelbrei. „Warten wir

also," dachten sie und harrten auf bessere Zeiten.

Eines Tages sass die schöne Mechthild unweit des dampfenden Meilers, bei welchem ihr Vater mit dem Schürbaum thätig war, und neben ihr stand ihr Liebster, während die Schafe sich unter der Obhut des Hundes im Holz ergingen. Ueber dem Mädchen spannte eine alte Eberesche ihre Zweige aus an denen scharlachrothe Beerendolden hingen. Sie hatte eine Anzahl derselben gepflückt und war nun damit beschäftigt die einzelnen Beeren an einen langen Faden zu reihen. Das gab eine prächtige Korallenschnur. Wendelin, so hiess der junge Hirt, sah der Dirne zu, wie sie die kleinen Finger geschäftig regte, und dann betrachtete er ihre rothen Wangen, ihre glatte Stirn und alle Schönheiten nach einander und dachte bei sich: „Wie lieb sie ist!"

Jetzt war die Perlenkette fertig. Mechthild schlang sie sich um den dunkelbraunen, aufgewundenen Haarzopf und lachte wie ein fröhliches Kind ihren Geliebten an. Der aber

sah auf einmal traurig drein. „Ach Mechthild,“ seufzte er, „warum bin ich so arm? Warum kann ich dir nicht ein goldnes Ringlein an den Finger stecken oder eine Granatschnur um den Hals legen?“

„Es ist nun einmal nicht anders,“ sagte das Mädchen tröstend. „Sind die rothen Beeren nicht auch schön?“

Der Schäfer schien ihre Worte nicht gehört zu haben. Er sah nach dem Rauch, der von dem Meiler emporstieg und in bläulichen Streifen über die Kronen der Föhren zog. „Warum will das Glück nicht bei mir Einkehr halten?“ sprach er traurig. „Es liegt so mancher Schatz in den Bergen versetzt und verzaubert, aber nur Tölpeln lacht das Glück, und wenn sie jauchzend zugreifen wollen, so versinkt das Gold meilentief in die Erde. Ich bin zu jeder Stunde der Nacht im Wald gewesen, aber mir leuchtet kein blaues Flämmchen auf, mir winkt keine weisse Frau, und kein Gezwerg führt mich zum Hort im hohlen Stein.“

„Wendelin,“ sprach die Magd ernst,

„werde kein Schatzgräber und Ruthengänger! Es kommt nichts gutes dabei heraus.“ Und scherzend fuhr sie fort: „Du kannst auf leichtere Art zu grossem Reichthum gelangen durch den goldgehörnten Hirsch, auf dem die Frau Holle durch den Wald reitet. Alljährlich wirft der Zauberhirsch das Geweih ab. Such' nach, mein Wendelin! Das diesjährige muss noch irgendwo im Holz liegen.“

Der Köhler war herangekommen und hatte die letzten Worte gehört. „Hoho,“ sagte er, „das Goldgeweih wünscht ihr euch? Ihr verlangt viel. Thut's nicht auch eine Handvoll goldner Leinknoten oder die Springwurz des Schwarzspechts? Oder wie wär's mit dem Krönlein der Otterkönigin, die unter dem rothen Stein am Wasser wohnt? Wenn ich mir etwas wünsche, so ist es der Farnsamen, der unsichtbar macht. Hei, das sollte ein Leben werden! Was würde der dicke Bärenwirth für ein Gesicht machen, wenn ich ihm unbemerkt alle Abend sein Mutterfässchen leichter machte und ihm die grösste Wurst aus dem Kessel fischte?“

Die Reden spannen sich weiter. Es ward noch mancherlei gesprochen von dem Zauber, den der Wald umhegt, und der Schäfer wurde immer nachdenklicher. Sonst hatte er seiner Liebsten zum Abschied ein Stück auf der Querpfeife gespielt, heute dachte er nicht daran, als die Stunde des Abschieds gekommen war. Mit gesenktem Kopf schritt er vor der Herde her, die der Hund bellend zusammenhielt.

Das Sonnenrad hatte seinen Lauf fast beendet, und röthlicher Schimmer lag auf den Bergen, als der Hirt mit den Schafen am Ausgang des Waldes angelangt war. Vor ihm lag eine grüne Flur, die ein breiter, seichter Bach in zwei Hälften theilte, und jenseits des Wassers stand wie ein riesiger Grabstein ein einzelner Felsen von rother Farbe. Brombeerhecken und goldgelber Ginster umwucherten ihn, und in seinen Spalten hafteten Moose und wilder Thymian. Hier also sollte die Otterkönigin hausen.

Der Hirt trieb die Schafe, nachdem sie ihren Durst gelöscht hatten, durch den Bach,

denn das Dorf, wohin er und die Herde gehörten, lag am jenseitigen Bergesabhang. Er wollte an dem rothen Stein vorüber ziehen, wie er gewohnt war, aber er blieb gefesselt stehen, denn es war ihm, als habe sich etwas in dem Strauchwerk geregt.

„Wenn es die Otterkönigin wäre!" dachte er, und weil er einmal gehört hatte, dass die Schlangen Saiten- und Flötenspiel liebten, zog er seine Querpfeife aus der Schäfertasche und begann eine sanfte Weise zu spielen.

Und sieh und sieh! Da hob sich aus dem Ginster das züngelnde Haupt einer grossen, weissen Schlange, die trug ein funkelndes Krönlein.

Erschreckt setzte der Bursch die Pfeife ab, und im Augenblick war die Otter verschwunden.

Es war also Wahrheit, was der Köhler gesagt hatte. Scheu wich der Hirt zurück und trieb die Herde in weitem Bogen um den Stein und dem Dorf zu.

Die Otterkönigin oder vielmehr ihr goldner Hauptschmuck lag ihm nun Tag und

Nacht im Sinn. Aber wie sollte er es anstellen um in den Besitz des Kleinods zu gelangen? Der alte Dorfschmied war ein weiser Mann, der wohl mehr konnte als Brot essen; vielleicht war von dem etwas zu erfahren. Er begab sich daher eines Abends nach der Schmiede, als Meister und Gesellen Feierabend gemacht hatten, fragte zum Schein um Rath wegen eines kranken Schafes und kam nach manchem Hinundherreden am Ende auch auf die Otterkönigin zu sprechen. Er war vor die rechte Schmiede gegangen. Der alte Meister wusste ganz genau Bescheid, wie man in den Besitz des Krönleins gelangen konnte und hielt mit seiner Wissenschaft auch nicht hinter dem Berg.

„Wer der Otterkönigin die Krone rauben will,“ erklärte er, „hat nichts weiter zu thun, als vor der Höhle, darinnen sie wohnt, ein weisses Tuch auf den Boden zu breiten. Alsbald kommt die Schlange, legt das Kleinod auf das Tuch und verschwindet wieder. Jetzt heisst's rasch zugreifen und so schnell wie möglich ein Wasser zu erreichen trachten.

Denn sobald die Otterkönigin den Raub merkt, setzt sie mit furchtbarem Zischen dem Flüchtigen nach, und kann er sich nicht über ein Wasser retten, so ist er ein Kind des Todes. Gelangt er aber glücklich an's jenseitige Ufer, so kann ihm der Wurm nichts anhaben, und das Krönlein ist sein eigen."

So erzählte der Schmied, und der Schäfer merkte sich Wort für Wort.

Einige Tage später sass das schöne Kind des Kohlenbrenners vor ihrer Hütte. Da kam plötzlich ihr Geliebter hastigen Laufs herbeigerannt, warf der Dirne einen kleinen, funkelnden Zackenreif in den Schooss und stürzte wie leblos zu Boden.

Mechthild schrie laut auf. Ihr Vater kam herzu, und ein Blick auf das Kleinod lehrte ihn, was vorgegangen sei. „Er hat der Otterkönigin das Krönlein geraubt," sprach er. Dann hob er den Bewusstlosen auf, trug ihn in die Hütte und mühte sich den Ohnmächtigen wieder zum Leben zu bringen. Es gelang, aber die ganze Nacht lag der

Arme fiebernd auf dem Blätterlager; erst am Morgen kam Ruhe über ihn.

Im Lauf des Tags erholte er sich vollständig und erzählte. Angst und Sorge wichen aus der Köhlerhütte, und Freude hielt ihren Einzug. Da lag das schwer errungene Schlangenkleinod vor den Liebenden, die Hand in Hand neben einander sassen und Zukunftspläne machten. Das Krönlein können sie freilich nicht behalten, es muss zum Goldschmied in die Stadt wandern, aber dafür wird demnächst den Scheitel der schönen Mechthild die Brautkrone schmücken, und wenn der Hochzeitsjubel verrauscht ist, wird der Wendelin sein junges Weib in ein kleines, freundliches Haus führen, und sie wird das Feuer auf dem eignen Herd anzünden. — O Seligkeit, o Seligkeit!

Am andern Morgen ging Wendelin in sein Dorf zurück. Den rothen Stein vermied er wohlweislich.

Das Krönlein der Otterkönigin hatte zwölf Zinken, und zwölf blutrothe Steine waren in den Reif eingefügt. Mechthild nahm es

als ihr Geliebter fort war, aus der Truhe, in der sie es geborgen hatte und befestigte es im Haar. Das war freilich eine andre Zier als rothe Vogelbeeren. Hätte sie nur auch sehen können, wie ihr der Schmuck stand, aber in der Köhlerhütte war kein Spiegelglas. Wenn Mechthild ihr bräunliches Angesicht schauen wollte, so lief sie zu einem lebendigen Brunnen, der unweit des Meilers aus dem schwarzen Waldboden quoll, und dahin ging sie auch jetzt. Sie beugte sich über die klare Fluth und freute sich des leuchtenden Haarschmucks.

„Gelt, ich gefall' dir?" sagte sie zu einem dicken Frosch, der am Rand der Quelle sass. Und der Frosch sprach: „Quack," sprang in's Wasser und tauchte unter um der Fröschin auf dem Grund zu erzählen, welches Wunder er geschaut. Eine graugrüne Eidechse raschelte im Laub; sie hob den Kopf und betrachtete die geschmückte Magd mit neugierigen Augen. Dann huschte sie in ihre unterirdische Kammer und berichtete ihren Schwestern von der schönen Jungfrau mit

dem Krönlein im Haar. Und die blauen Meisen kamen neugierig herangeflattert, und das Goldhähnchen sträubte neidisch die Haube, als es das blitzende Geschmeide auf dem Kopf der Dirne sah. Das Eichhorn lugte neugierig hinter dem Fichtenstamm hervor, und das Wiesel machte ein Männchen um über die Waldkräuter hinweg nach dem gekrönten Mädchen zu schauen.

Trapp, trapp, kam's jetzt heran; vielleicht war es das Hochwild, angelockt vom Schimmer des Kleinods. Aber nein, Hirsche und Rehe treten nicht den Boden mit beschlagenen Hufen; das sind Rosse. Bunte Gewänder wurden zwischen den Baumstämmen sichtbar, und fröhliche Menschenstimmen schlugen an das Ohr der Dirne. Sie sprang vom Brunnenrand empor und wollte dem Haus zueilen, aber schon hielten die Reiter vor der Köhlerhütte. Es waren Herren in reichem Birschgewand und Damen in langwallenden Sattelkleidern, junge schlanke Falkner und bärtige, wetterbraune Jäger.

Das Mädchen neigte sich tief. Der statt-

liche Herr auf dem Rothschimmel war der Graf, dem das Land zu eigen war, und die schöne Dame an seiner Seite war sein junges Gemahl.

Unterwürfig beantwortete Mechthild die Frage nach dem nächsten Weg zu dem vom Wasser durchflossenen Wiesengrund. Da fiel der Blick der Gräfin auf das Krönlein im Haar der Dirne, und überrascht rief sie aus: „Sag' an, liebe Magd, wo hast du das seltne Kleinod her?"

Das Mädchen schwieg verlegen, aber der Köhler, der mittlerweile herangekommen war, gab die kluge Antwort: „Es ist ein altes Erbstück, gnädige Herrin, ein Stück Kriegsbeute, das mein Aeltervater aus Wälschland heimgebracht hat. Gefällt es Euren Augen, so nehmt es."

Die Gräfin liess sich das Kleinod reichen, und die Ehrenfräulein, die sie begleiteten, sahen mit neugierigen Blicken auf das köstliche Geschmeide.

„Das Krönlein muss ich haben," sprach

die Dame und blickte ihren Eheherrn mit zärtlichen Augen an.

Der lächelte und löste einen schweren Beutel vom Gürtel. „Nehmt das für die Krone," sprach er zu dem Köhler, „es ist Gold. Ihr thörichten Leute habt wohl nicht gewusst, was für einen Schatz eure Hütte barg?"

Die Fräulein befestigten die Krone mit zwei silbernen Nadeln auf der Sammethaube ihrer Herrin, dann gaben die Reiter den Pferden die Sporen, winkten grüssend dem Köhler und seiner Tochter zu und sprengten durch das Holz.

Bald hatten die Jäger den Wald hinter sich, und vor ihnen lag das weite Wiesenthal und der rothe Stein. Der träg dahin fliessende Bach bildete hie und da Tümpel und kleine Teiche, die von Enten, Reihern und Wasserhühnern häufig besucht wurden. Die Falkner übergaben den Damen die Edelsperber, und aller Augen waren auf das Schilfrohr gerichtet, welches das Wasser umsäumte.

Und jetzt flog mit rauschendem Flügelschlag ein Silberreiher empor. Rasch nahm die Gräfin ihrem Federspiel die Kappe vom Kopf und gab ihm den Aufschwung. Kreischend stieg der Falke in die Höhe, bis er über dem Reiher schwebte. Dann stiess er herab, wich geschickt dem dräuenden Schnabel aus und fasste den Vogel mit den Fängen. Eine Zeit lang war ein wildes Ringen in der Luft, dann beschrieben beide eine Schraubenlinie, und mit klatschenden Flügeln fiel der besiegte Reiher in der Nähe des rothen Steins auf den Wiesengrund.

Die Gräfin war zuerst an Ort und Stelle. Mit lustgerötheten Wangen sprang sie aus dem Sattel um den Reiher aus den Fängen des Falken zu befreien und ihm den silbernen Ring, der ihren Namen trug, an den Ständer zu legen. Da schrie sie plötzlich laut auf und sank zu Boden.

Die Jagdgenossen eilten bestürzt herbei. Der Graf nahm sein junges Weib in die Arme und fragte besorgt, was geschehen sei. Sie aber jammerte laut und deutete

auf ihren Fuss. Der Graf beugte sich nieder und sah den seidenen Strumpf von einem Blutstropfen geröthet. „Du hast dich an einem Dorn verletzt,“ sagte er lächelnd, „das hat nichts zu bedeuten.“ Die Dame aber wimmerte leis, ihre Schläfen fingen an heftig zu klopfen, und Todtenblässe legte sich auf ihr Angesicht.

Der erschrockene Graf gab seine Befehle. Zwei Jäger mussten nach Aerzten reiten, er selbst hüllte die fiebernde Frau in seinen Mantel, nahm sie vor sich auf den Sattel und sprengte gefolgt von den Uebrigen mit verhängtem Zügel nach dem nächsten Dorf. Dort hiess er der Kranken ein Lager bereiten und harrte ängstlich auf die Ankunft der Aerzte.

Das Uebel verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Der alte Schmied, der zu Rath gezogen wurde, besah die Wunde und meinte kopfschüttelnd, das sei nicht der Stich eines Dorns, vielmehr der eines giftigen Gewürms. Derselben Ansicht waren auch die später eintreffenden Aerzte. Sie sprachen lateinisch

miteinander, zuckten die Achseln und thaten mit Salben und Tränken, was ihnen ihre Kunst vorschrieb. Aber es trat keine Besserung ein. Die Kranke wurde schwächer und schwächer, und als der Abendstern über dem Wald stand, lag sie bewusstlos auf dem Schmerzenslager. Draussen vor der Thür aber stand der Tod.

Unterdessen trieb Wendelin, der Schäfer seine Herde dem Dorf zu. Mechthild hatte ihm erzählt, dass die Gräfin das Schlangenkrönlein gekauft habe, und dann hatten sie die Goldstücke gezählt und über die Verwendung des Geldes Rath gepflogen. Wohlgemuth schritt jetzt der Hirt vor seiner Herde her und blies sich ein Stücklein auf der Querpfeife.

Da versagte ihm plötzlich der Athem, und seine Haare sträubten sich. Aus dem Strauchwerk vor ihm ringelte sich die Otterkönigin und hob ihr kronenloses Haupt züngelnd empor.

„Steh', oder du musst sterben!" zischte ihm die Schlange zu, und der Arme stand

und klammerte sich mit zitternden Händen an seinen Schäferstock.

„Horch' auf, Gesell, was ich dir sage," sprach die Schlange. „Die Frau, die meine Krone trägt, ist dem Tod verfallen; ich habe sie in den Fuss gestochen. Aber ich hüte das Kraut, dessen Saft sie gesund macht. Folge mir, ich will dir das Heilkraut zeigen."

Die Schlange glitt durch das Gras, und der Hirt folgte ihr mit klopfendem Herzen. Am rothen Stein machte die Otter halt. Sie pflückte ein Kraut und reichte es dem Schäfer. Es war ein zartes Pflänzchen und glich einer gespaltenen Schlangenzunge.

„Nun eile," sprach die Otter, „so schnell du kannst hinüber in das Dorf, wo die Kranke liegt, und träufle ihr einen Tropfen von dem Saft des Krautes auf die Wunde, so wird sie genesen. Als Lohn aber heische das Krönlein und bring' mir's zurück. Das sollst du mir zuschwören."

Zitternd schwor der Hirt, wie es die Otterkönigin verlangte, dann eilte er nach dem Dorf und liess sich zu der Erkrankten führen.

Die Gräfin lebte noch, aber ihr Athem ging schwach. Zu ihrer Rechten sass der Graf und hatte sein Gesicht in den Händen geborgen; zu ihrer Linken sass ein Priester und murmelte Gebete.

„Versuche deine Kunst," sprach der Graf zu dem Schäfer. „Gelingt dir die Heilung, so will ich dich reich machen."

Da schickte der Hirt ein Stossgebet zum Himmel und träufelte von dem Saft des Krautes einen Tropfen in die Wunde. Alsbald schlug die Kranke die Augen auf und athmete tief. Dann hob sie ihr schönes Haupt aus den Kissen und blickte ihren Gemahl mit innigen Blicken an. Und von Stund an nahm das Fieber ab, und mit dem Morgenroth waren auch die Wangen der Gräfin wieder blühend wie zuvor, und alles Gebrest war von ihr gewichen.

Gern gab sie das Krönlein dem Schäfer, der sie geheilt hatte, und dieser, getreu seinem Schwur, trug es unverweilt zu dem rothen Stein am Wasser, wo es die Otterkönigin in Empfang nahm.

Auch der Graf hielt Wort. Er begabte den Retter seiner Gemahlin mit einem stattlichen Hof, in welchen Mechthild bald als Hausfrau ihren Einzug hielt.

Ob die Otterkönigin noch unter dem rothen Stein wohnt und ob sie ihr Krönlein noch trägt, das konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Der Bauernhof aber, den der Graf dem Schäfer geschenkt, steht noch heute und heisst der Schlangenhof.





DAS STÄHLERNE SCHLOSS.

Mitten im Wald lag ein schwarzgrüner See, und uralte Tannenriesen standen um ihn her. Die Quellen, die wie übermüthige Rehzicklein von allen Höhen herabsprangen, wurden stiller und stiller, wenn sie sich dem Weiher näherten und glitten am Ende lautlos in das dunkle Wasser. Kamen sie dann am Ausfluss des Sees zu einem stattlichen Bach vereinigt wieder zum Vorschein, so war's, als ob sie Unheimliches gesehen hätten, denn sie rannen hastig über Kies und Gestein, und erst wenn der Bach ein gutes Stück Wegs zurückgelegt hatte, fingen die Wellen wieder an zu murmeln und zu plaudern, und die Wasseramsel

mit dem weissen Brustlatz, die am Ufer ihr Nest hatte, vernahm seltsame Dinge.

Nun lebte in einem der Dörfer, die im Waldgebirg zerstreut lagen, ein junger Fischer, der mit Netz, Angel und Reuse seinen Lebensunterhalt gewann. Die bunten Forellen der Quellenbäche drängten sich um die Lockspeise, die er auswarf, und wenn er sein Netz durch das Wasser des Waldsees zog, zappelten in den Maschen riesige Hechte und dicke Welse mit langen Schnauzbärten, so dass er schier Mühe hatte seinen Fang an den Mann zu bringen.

Eines Tages sass er am Ufer des Sees und blickte nach der Angel. Da war es ihm, als ob er im Wasser dicht unter dem Spiegel ein Frauenantlitz von seltener Schönheit erschaute. Er erschrack und sprang von seinem Sitz empor. Da rauschte es im Gebüsch, und als er umblickte, sah er einem Mädchen, welches eine Sense über der Schulter trug, in die milden Augen.

„Bist fleissig, Heini?“ frug die hübsche

Dirne, und der Fischer stand Red' und Antwort, wie sich's gebührt.

„Heini," fuhr das Mädchen fort, „lass dir rathen; ich meine es gut mit dir. Lass das Fischen im See. Die Leute erzählen sich grausige Geschichten von, von ...."

„Von der Nixe," fiel ihr der Bursch in's Wort.

„Still, um Gotteswillen still!" sprach das Mädchen ängstlich. „Höre auf mich, Heini, und meide das stille Waldwasser, findest ja anderwärts Fische genug. Wäre doch schad' um dich, wenn sie eines Tages deinen Hut auf dem Wasser schwimmen fänden."

„Gertrud," sprach der Fischer warm, „möchtest du dich darum grämen?"

Das Mädchen wandte sich zur Seite. „Ja, leid sollt' es mir thun, herzlich leid, denn ich bin dir gut wie eine Schwester. Das weisst du längst."

„Wie eine Schwester," seufzte der Bursch, und dann war tiefe Stille.

Im See schnalzte ein Fisch, und Heini griff wie im Traum nach seiner Angelruthe.

„Leb' wohl," sprach das Mädchen.

„Leb' wohl, Gertrud. Wo geht dein Weg hin?"

„Nach der Waldschmiede. Die Sense... Du weisst, das Heuen fängt an. Der Schmied soll die Sense herrichten."

„Geh!" sagte der Fischer rauh und kehrte sein Gesicht nach dem See.

Noch einmal sagte das Mädchen mit leiser Stimme: „Leb' wohl Heini, thu' das, um was ich dich gebeten."

Aber der Bursche gab ihr keine Antwort. Die Dirne wandte sich und ging in den Wald hinein.

Stumm und finster sah der Fischer nach der zuckenden Angelschnur, und als er einem mächtigen Hecht, den er an's Land gezogen, die Kehle mit dem Messer durchschnitt, funkelten seine Augen in unheimlichem Licht.

Lange sass der Bursch am Weiher. Die Spitzen der Berge färbten sich röthlich, und die Bäume warfen riesige Schatten auf den Wasserspiegel. Eine Elster flatterte heran, lachte nach ihrer Art und sprach:

Schwarz und weiss ist mein Kleid,
Schwarz der Schmied und weiss die Maid.
Als der Schmied sein Lieb geherzt,
Hat ihr Stirnlein Russ geschwärzt.

Mit lautem Gelächter flog die Schalaster in den dunklen Wald, und der Fischer raffte mit schwerem Herzen sein Geräth zusammen und verliess den See.

*
* *

Wochen waren in's Land gegangen. Wieder sass Heini am Waldweiher, aber er fischte nicht. Er hatte das Haupt auf die Fäuste gestützt und starrte in's Wasser. Der Arme sah elend aus; verschwunden war die Röthe der Wangen, und seine Augen blickten trüb. Und wie er so in die Tiefe starrte, da glaubte er wiederum eine liebliche Frauengestalt zu sehen, die ihm mit der weissen Hand winkte.

„Ja, da unten wäre ich am besten aufgehoben," stöhnte er. „O wenn doch alles aus wäre!"

Ein leises Kichern schreckte ihn empor. Er blickte hinter sich, aber es war diesmal kein rothwangiges Mädchen, das hinter ihm

stand, sondern ein altes, zahnloses Weib. Am Arm hing ihr ein Korb gefüllt mit scharlachrothen Giftpilzen.

„Ach, Ihr seid's, Mutter Brigitte?“

„Ja, mein Söhnchen, bin's. Hab' dein Seufzen gehört weit drinnen im Wald. Weiss auch, warum du stöhnst wie ein herzspältiger Baum. Bin heut in der Kirche gewesen und habe gehört, wie der Pfarrer dein blondgezöpftes Liebchen mit dem Hans aus der Waldschmiede von der Kanzel herunter verkündigt hat. Hab' auch das Brautlinnen der Jungfer gesehen und die bunte Bettsponde mit den zwei rothen, flammenden Herzen.“

„Schweig' Weib!“ knirschte der Fischer.

„Hoho, nicht so jach, mein Söhnchen! Schluck's hinunter.

Schlanke Dirnen, frisch und jung
Giebt's noch unter'm Mond genung.

Ist's nicht die, ist's eine andre.“

Der Bursche bedeckte die Augen mit der Hand und winkte dem Weib zu gehen. Aber die Alte ging nicht.

„Bist mein Herzblatt, mein Söhnchen," sprach sie schmeichelnd. „Hast mir manchen Fisch zum Süpplein gebracht, und der Otterbalg, den du mir zur wärmenden Haube geschenkt, ist dir nicht vergessen. Will dir helfen, mein Goldjunge, will dir helfen."

Der Bursche fuhr jählings in die Höhe. „Mutter Brigitte," sprach er bebend, „die Leute sagen" ....

„Ich sei eine Hexe. Nein, die Ofengabel zu salben, dass sie mich zum Schornstein hinaus und durch die Luft trägt, das vermag ich nicht, aber ich weiss Sächelchen, mein Söhnchen, Sächelchen, die ausser mir wenig Leute kennen, und wenn du willst, so stehe ich dir mit meiner Kunst zu Diensten."

„Vermögt Ihr den Liebestrank zu kochen, Mutter Brigitte?" frug Heini in flüsterndem Ton.

„Nein, aber ich weiss ein ander Stücklein. Und thust du, was ich dir sage, so wird sie nimmer sein Weib trotz Ringwechsel und Pfaffensegen. Wenn er liebeglühend seine

angetraute Braut umarmen will, so soll sie sich von ihm abwenden, und wenn sie sehnend die Arme um seinen Hals flicht, so soll er sie zurückstossen. Das vermag ich, und den Zauber will ich dich lehren. Am Ende, wenn er sie verlässt oder sie ihn, wird sie doch noch dein eigen.“

„Lass hören,“ sagte Heini leise, und das Weib begann ihm in's Ohr zu raunen:

„Kaufe beim Schlosser ein stählernes Hängeschloss und bezahle den geforderten Preis ohne zu feilschen und sprich dazu: in Gottes Namen. Dann begieb dich am Tag der Hochzeit zur Kirche — hab' wohl Acht, mein Söhnchen — und wenn der Pfaff am Altar das Paar zusammengiebt, so klappe das Schloss zu und sprich leise: in Teufels Namen. Dann wirf das Schloss in den See, und es wird kommen, wie ich es dir vorausgesagt. Hast du mich verstanden?“

„Ich habe Euch verstanden,“ antwortete der Fischer, und ein Schauer rieselte ihm eiskalt den Rücken hinunter.

* * *

Die Glocken riefen vom Thurm, und durch die Bogenthür der Kirche drängten sich frohe Menschen in bunten Feierkleidern. Der junge Waldschmied freit die schöne Gertrude. Ja, die ist freilich schön, und ihr gelbes Haar leuchtet im Sonnenstrahl, der schräg durch das Fenster fällt, noch heller als die Brautkrone aus Flittergold und Glaskorallen. Jetzt setzt sich der Kantor auf die Orgelbank; sein faltenreiches Gesicht glänzt freudig, denn er denkt an den hochzeitlichen Hirsebrei, der nach altem Herkommen so steif sein muss, dass der Löffel darin aufrecht steht und an die Hammelkeulen, die auf den Brei folgen. Er zieht alle Register, in mächtigen Klängen braust die Orgel durch den Raum, und die hölzernen Posaunenengel über der Kanzel blasen die Backen noch mehr auf als sonst. Dann wird's stille, der Pfarrer erhebt seine Stimme und spricht zu dem Paar, das vor dem Altar kniet. So rührend wie heut hat er's noch nie gemacht. Die Weiber tasten nach den Tüchern, und

hie und da wird leises Glucksen und Schluchzen vernehmbar.

Jetzt nahm der Geistliche von dem Teller, der auf dem Altar stand, die Trauringe. Da schlug die Braut ihre Augen auf, aber schnell senkte sie die Lider zu Boden, denn an einem Pfeiler lehnte der Fischer Heini. Er sah todtenblass aus, die rechte Hand hielt er in der Tasche seines Wamses, und seine Lippen bewegten sich leise. Die Braut hörte nicht mehr, was der Pfarrer sprach, sie hörte auch nicht die Glückwünsche der Verwandten und Gefreundeten, die sie nach beendigter Handlung umringten. Wie eine Nachtwandlerin ging sie an der Seite ihres Angetrauten aus der Kirche.

Der Zug setzte sich nach dem Hochzeitshaus in Bewegung, das war geschmückt mit Laubgewinden, und droben auf dem Giebel stand ein Tannenbäumchen mit flatternden Bändern geziert. Die Musikanten kräftigten sich durch einen guten Schluck für die bevorstehende Mühsal, und bald klangen

fröhliche Geigen- und Pfeifentöne in die sonntägliche Stille hinaus.

Unterdessen eilte Einer mit schnellen Schritten dem Wald zu. Im Herzen trug er grimmiges Weh, in der Tasche ein zugeklapptes Schloss. Er nahm seinen Weg nach dem Waldsee. Dort sass er am Ufer einen ganzen Tag und hielt das Schloss zaudernd in seiner Faust. Die kleinen, grauen Bachstelzen trippelten auf dem Ufersand zu seinen Füssen und sahen neugierig zu dem bleichen Gesellen empor. Fische sprangen über die Fluth hin, und ihr Schuppenkleid blitzte wie Silber im Sonnenschein. Die blaugrünen Wasserjungfern tanzten auf den Wellen und nippten von dem Nass. Aber er achtete nicht der Kreatur. Die Sonne neigte sich den Kämmen der blauen Berge zu, die Schatten wurden länger, und noch immer sass der Fischer brütend am Weiher.

Da klang's in der Ferne wie Geigentöne, und der Klang kam näher und näher. Der Bursche horchte auf und stöhnte. Jetzt führt der Schmied seine Braut heim, und

Hochzeitsgäste und Musikanten geben dem Paar das Geleite.

Heini biss die Zähne zusammen und zog das Stahlschloss hervor. Eine Eule flog vorüber, und im Flug liess sie ihre Stimme hören. „Thu's, thu's, thu's," klang der Eulenruf, und in weitem Bogen flog das Schloss in den Weiher. Von Schauer gerüttelt floh Heini in den Wald hinein.

*
* *

Der Zauber, welchen die Alte den Fischer gelehrt hatte, war kräftig. In die Waldschmiede war statt der erhofften Freude bitteres Leid eingezogen. Scheu gingen sich die Neuvermählten aus dem Weg, und waren sie getrennt, so verzehrte sie Liebessehnsucht; sie konnten sich nicht angehören, Giftregen war auf ihre Liebe gefallen, und die Liebe konnte doch nicht ersterben. Die schöne Gertrud schwand dahin wie ein Schatten, und auch den kräftigen Leib des jungen Schmiedes schwächte Siechthum. „Denen hat's jemand angethan," flüsterten die Weiber im

Dorf, und in den Spinnstuben wurde viel Schauerliches erzählt.

Auch über den Fischer war es gekommen wie ein schweres Gebrest. Unthätig strich er in Wäldern und Fluren herum und mied die Menschen. Begegneten ihm Leute aus dem Dorf, so blickten sie ihm mitleidig nach und deuteten auf die Stirn; sie hielten den Unglücklichen für irrsinnig. Irrsinnig war er zwar nicht, aber bittere Reue quälte ihn, als er schaudernd inne geworden war, was für Unheil er angerichtet hatte.

Endlich suchte er die alte Brigitte in ihrer Hütte auf und bat sie fussfällig den Zauber zu lösen.

Das Weib kicherte. „Hast ein weiches Herz, mein Söhnchen, aber ich will dir helfen, will den Zauber lösen. Schaff' mir das Schloss zur Stelle. Ein tüchtiger Hammerschlag „in Gottes Namen“ geführt sprengt das Stahlschloss und macht den Zauber zunichte. Bring' mir das Schloss, mein Goldsöhnchen.“

Der Bursche schlug sich mit der geballten

Faust vor die Stirn und stürzte aus der Hütte der Alten, die schadenfroh hinter ihm drein kicherte.

„Schaff' das Schloss zur Stelle," klang es ihm beständig in den Ohren, als er wieder ruhelos den Wald durchstreifte, „schaff' das Schloss zur Stelle." Und er lenkte seine Schritte nach dem Waldsee, den er seit jener dunklen That ängstlich gemieden hatte.

Der Abendwind strich über den schwarzgrünen Weiher, und der Schein des Mondes zitterte in dem leis bewegten Wasser. Am Ufer auf einem bemoosten Stein sass eine Frauengestalt in weissen Gewändern. Sie hatte langwallendes, goldblondes Haar und trug einen Kranz von Schilf und weissen Neckenlilien.

„Kommst du endlich wieder an meinen See, du liebes Menschenkind?" sprach die Nixe zu dem Fischer, „lang, lang habe ich auf dich geharrt, aber ich wusste, dass du mir wiederkehren würdest. Komm', steige herunter in meinen Lustgarten und vergiss in meinen Armen die Menschen, die dich

gequält und deine rothen Wangen bleich gemacht haben, vergiss Erde, Himmel und Sonnenlicht.“ Sie schmiegte sich an den schwerathmenden Gesellen und umschlang seinen Nacken mit ihren schimmernden Armen. „Sieh’“ sprach sie weiter, „ich trage das Pfand, das du mir gegeben,“ und mit diesen Worten hob sie das stählerne Schloss empor, das ihr an einer Korallenkette auf die Brust niederhing. „Du bist mein.“

Mit hastigem Griff erfasste der Fischer das Schloss. „Gieb es zurück, gieb es zurück!“ rief er, aber die Nixe schüttelte lächelnd den Kopf und presste den Burschen fester in die Arme. „Komm’!“ raunte sie ihm in’s Ohr.

„Gieb mir das Schloss!“ rief der Fischer flehend, „gieb mir das Schloss und lass mich damit ziehen, nur auf kurze Frist. Ich schwöre dir’s zu, ich kehre noch in dieser Nacht an den See zurück und will ewig bei dir bleiben. Gieb mir das Schloss!“

Die Nixe löste das Schloss von der Kette und sprach: „Wohlan, ich gebe dir das Pfand zurück, aber nur gegen ein anderes.

Gieb mir einen der braunen Ringel, die deine Stirn umspielen.“

Heini zog sein Messer und trennte sich vom Haupt eine Locke, die er der Nixe reichte. Sie barg sie in ihrem Gewand und übergab dem Fischer das Stahlschloss. „Vergiss nicht, was du mir gelobt. Ich halte die Locke und halte dich an der Locke. Und hier nimm meinen Schleier. Bist du wiedergekehrt von deinem Gang, so gürte den Schleier um deine Hüfte und steige unverzagt in das Wasser. Drunten harre ich deiner, du süsser Trautgesell, drunten erwarten dich der Freuden mehr als der Tannenwald Nadeln hat und Wassertropfen der See. Kehre bald wieder.“

Die Wasserminne sprach's, küsste den Burschen auf den Mund und stieg in die dunkle Fluth. Aber bevor sie untertauchte, wandte sie ihr Antlitz noch einmal nach dem Geliebten und sprach warnend: „Vergiss den Schleier nicht, sonst bist du verloren, und ich selbst könnte dich nicht vom Tod erretten; vergiss den Schleier nicht!“

Mit diesen Worten tauchte sie unter, der Fischer aber eilte mit dem Schloss von hinnen.

*
* *

An der Esse in der Waldschmiede sass trübsinnig der junge Meister und blickte starr in die Gluth der Kohlen. Da knarrte die Thür, und herein trat Heini, der Fischer. Mit feindseligen Blicken empfing der Schmied den späten Gast und fragte barsch nach seinem Begehren.

„Ich habe eine Bitte an dich," sagte der Fischer, „leihe mir auf einen Augenblick deinen schwersten Hammer."

Der Andre blickte misstrauisch auf seinen Nebenbuhler. Was will der Irrsinnige mit dem Hammer? Will er sich durch einen Streich in den Besitz des geliebten Weibes setzen? Aber er ist Manns genug einem Mordanfall zu begegnen, darum reichte er dem Fischer den Hammer und fasste eine Eisenstange um nöthigen Falls den Angriff abzuwehren.

Der Fischer trat an den Amboss, und der

Schmied sah staunend, wie er ein Schloss darauf legte.

„In Gottes Namen!" rief Heini und schwang den Hammer. Dröhnend fiel er nieder, und die Splitter des Stahlschlosses flogen in der Schmiede umher.

Hierauf zog Heini aus seinem Wams ein zartes Gewebe und warf es in die Gluth der Esse. Eine Flamme flackerte auf und sank augenblicklich wieder zusammen. Dann reichte er dem Schmied die Rechte und sprach leise: „Leb' wohl und sei glücklich!" Mit diesen Worten schritt er aus der Thür und verschwand im Dunkel der Nacht.

Kopfschüttelnd hatte der Schmied dem Thun des Irrsinnigen zugeschaut, und er stand noch immer in Gedanken versunken, als sich zwei weiche Arme um seinen Hals schlangen und zwei heisse Lippen die seinigen suchten. Lachend und weinend hing sein junges Weib an seinem Nacken und stammelte Worte der Liebe, und er hob sie auf mit starken Armen und trug sie in die Kammer.

Der rothe Schein in der Waldschmiede erlosch, und ein fröstelnder Mann, der athemlos unter dem niedrigen Fenster gekauert hatte, erhob sich und schritt leise in den finstern Wald.

In die Schmiede zog Glück und Segen ein, und hervor ging eine Schaar rothwangiger Buben und Mädchen.

Der Fischer Heini war seit jener Nacht verschwunden, und kein sterbliches Auge hat ihn mehr gesehen. Der Bach aber, der aus dem Waldsee kommt, weiss eine neue, schauerliche Mär von einem todten Jüngling, der auf dem Grund des Sees in einem Krystallsarg ruht und von einer schönen Nixe, die zu seinen Häupten sitzt und weint.





TRUDCHEN IM WALD.

Es war einmal ein reicher Graf, der hatte eine schöne Frau und ein kleines Töchterchen mit krausem Lockenhaar und blauen Augen, das hiess Trudchen. Der Graf besass neben vielen Gütern auch ein altes Jagdschloss, das lag im Wald, und der Wald wimmelte von Hirschen, Rehen und anderem Gewild.

Wenn die Eichen grün geworden waren, zog der Graf mit Weib und Kind, Knecht und Magd in das Waldschloss und pflog des fröhligen Waidwerks bis in den Spätherbst hinein. Dann kamen häufig Gäste aus der Nachbarschaft, und es ging allezeit laut und lustig zu.

Wieder einmal sollte eine grosse Jagd abgehalten werden. Im Schlosshof standen die gesattelten Pferde und scharrten ungeduldig mit den Hufen, die zusammengekoppelten Hunde zerrten an den Leinen und waren kaum zu halten, und die Jagdfalken schlugen mit den Flügeln.

In der geöffneten Thür der Vorhalle, die mit riesigen Hirschgeweihen und Eberköpfen geziert war, stand Trudchen neben ihrer Wärterin und freute sich über die schönen Pferde und die gefleckten Hunde.

Jetzt trat der Graf mit seinen Jagdgesellen in den Hof, und auch Trudchens Mutter kam; sie trug ein langes Sattelkleid von grünem Sammt und wallende Straussenfedern auf dem Hut. Sie küsste Trudchen und liess sich auf ihr weisses Ross heben. Der Graf hob sein Töchterchen empor, liebkoste es und sprach: „Wir reiten in den Wald, wo die gefleckten Hirschkälbchen springen, und wenn ich den Osterhasen sehe, so will ich ihm einen Gruss von meinem Trudchen ausrichten und ihm sagen, dass er dir näch-

stes Jahr wieder ein Nest voll bunte Eier legt.“ Und das Kind lachte und küsste mit seinem rothen Mündlein die bärtigen Lippen des Vaters. Dann schwang sich dieser auf seinen Rappenhengst, und der Zug ritt durch das Burgthor. „Frau Ursula, habt fein Acht auf die Kleine!“ rief der Graf beim Scheiden der Wärterin zu und winkte noch einmal mit der Hand. Dann war er verschwunden.

Am Nachmittag desselben Tages spielte Trudchen im Garten. Frau Ursula hatte ihr die Geschichte vom alten Osterhasen und seinen sieben Jungen zweimal hintereinander erzählt, und nun sass die Gute sanft schlummernd auf der Steinbank unter der bienenumsummten Linde.

Die Kleine hatte ein Marienkäferchen gefangen und fing an die Punkte auf den rothen Flügeldecken zu zählen, aber ehe sie damit fertig wurde, flog der Käfer davon. Trudchen lief ihm nach, bis sie ihn aus dem Gesicht verlor. Da hing an einer Glockenblume ein brauner Schmetterling mit grossen Augen auf den Flügeln. Trudchen

wollte ihn vorsichtig ergreifen, aber, husch war der Falter fort und jenseits der Gartenmauer.

Da hinüber konnte ihm Trudchen freilich nicht folgen, aber wozu war denn die Thür in der Mauer? Die Kleine stellte sich auf die Zehen und klinkte das Schloss auf, und da war sie im Eichenwald.

„Also hier wohnt der Osterhase mit seinen sieben Jungen," dachte Trudchen. Sie spähte umher, aber die Häschen mussten wohl tiefer drinnen im Wald wohnen. Darum lief die Kleine auf gut Glück weiter.

Sie hatte schon eine hübsche Strecke zurückgelegt und dachte eben darüber nach, ob es nicht besser sei umzukehren, da flatterte eine schwarz und weiss gescheckte Elster heran und vertrat ihr den Weg.

„Was hast du da für eine glitzernde Kette um den Hals?" sprach die Elster und sah Trudchen tückisch von der Seite an. „Gieb mir die Kette oder ich hacke dich mit meinem Schnabel."

Da erschrack das arme Kind, nestelte mit

zitternden Händen die Goldkette vom Hals und warf sie der Elster hin. Die fasste das Geschmeide mit dem Schnabel und flog damit fort.

Jetzt war der Kleinen der Wald verleidet. „Oweh, mein Kettchen!“ jammerte sie, „wie werden sie mich zu Hause schelten, wenn ich ohne meine Halskette komme.“ Trudchen wandte sich und lief, wie sie meinte, den Weg zurück, den sie hergekommen, aber sie gerieth nur immer tiefer in den Wald hinein.

„Huhu!“ rief's da aus einem alten, hohlen Baum heraus, und als Trudchen erschreckt empor schaute, gewahrte sie eine Eule, die sie mit grossen, feuerigen Augen anglotzte und mit dem krummen Schnabel knappte. „Huhu!“ sagte die Eule, „was hast du da für einen schönen Schleier auf dem Kopf? Gieb mir den Schleier, oder ich kratze dich mit meinen Krallen.“

Trudchen bebte wie Espenlaub. Sie warf den Schleier von sich und lief weiter, so schnell sie konnte. Die Eule aber nahm den

Schleier an sich, und hing ihn sich über das Gesicht. Nun war sie eine Schleiereule.

Wieder irrte das Kind durch den Wald ohne Weg und Steg. Wurzeln ringelten sich über den Weg wie braune Schlangen, und die Hecken rissen Trudchen am Kleid mit ihren Dornenkrallen. Da raschelte es in der Krone eines Baumes, und ein rothes Eichhorn fuhr am Stamm herunter.

Das wird mir nichts zu Leide thun, dachte die Kleine, aber da hatte sie sich geirrt; das Eichhorn war um kein Haar besser als Elster und Eule.

„Ei, was hast du für ein schönes Häubchen,“ sprach es, „das wäre ein warmes, weiches Nest für meine Jungen. Gieb mir die Haube, oder ich beisse dich mit meinen spitzigen Zähnen.“

Da gab die Kleine ihre Haube hin und setzte weinend ihre Wanderung fort. Ihre Füsse wollten sie kaum noch tragen, aber die Angst trieb sie vorwärts.

Jetzt wurde der Wald licht, und Trudchen betrat eine sonnenbeglänzte Wiese.

Blaue Glockenblumen und rothe Nelken standen im Gras, und bunte Schmetterlinge tanzten in der Luft. Aber Trudchen dachte nicht daran Schmetterlinge zu fangen oder Blumen zu pflücken. Sie setzte sich in's Gras nieder und weinte und schluchzte, dass es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müssen.

Da kam aus dem Wald geschritten ein alter Mann mit einem langen, grauen Bart. Er trug auf dem Kopf einen grossen Hut mit breitem Rand und einen weissen Stab in der Rechten. Hinter ihm her flogen zwei Raben.

Und durch die Gipfel der Eichen ging ein Brausen, und Bäume, Büsche und Blumen neigten sich.

Der Mann kam gradeswegs auf Trudchen zu, blieb vor ihr stehen und fragte mit sanfter Stimme: „Warum weinst du, mein Kind?“

Trudchen fasste Zutrauen zu dem alten Mann und erzählte, wer sie sei und was ihr die bösen Thiere zu Leid gethan.

„Sei ruhig, Trudchen,“ sprach der Alte

freundlich. Ich will dich nach Hause bringen lassen.“ Er winkte den Raben. Diese flogen ihm auf die Schultern und lauschten aufmerksam den Worten, die der Mann zu ihnen sprach. Dann schwangen sie die Flügel und flogen pfeilschnell fort.

Es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder zurück, aber sie brachten noch jemanden mit, das war der Storch.

Wie der Storch des alten Mannes mit dem breiten Hut ansichtig wurde, verneigte er sich so tief, dass die Spitze seines rothen Schnabels den Erdboden berührte, und dann stand er demüthig da wie ein Knecht, der des Herrn Befehle erwartet.

Und der alte Mann sprach: „Lieber und getreuer Meister Adebar, du siehst hier das verirrte Kind. Weisst du, wo es daheim ist?“

Der Storch betrachtete die Kleine aufmerksam, dann klapperte er freudig mit dem Schnabel und sprach: „Ei, Herr Wode, freilich kenne ich das Kind, habe ich es doch selbst vor vier Jahren in das Grafenschloss getragen.“

„Wohlan," sagte der Mann, „so bringe es noch einmal dahin."

Der Storch wiegte den Hals bedenklich hin und her. „Das wird ein schweres Stück Arbeit," meinte er.

„Es muss sein," sprach der alte Mann. „Hast du nicht schon oft Zwillinge und sogar Drillinge in deinem Schnabel getragen? Frisch an's Werk, oder wir sind am längsten Freunde gewesen."

„Ja, wenn Ihr befehlt, so muss ich gehorchen," entgegnete der Storch unterwürfig und fasste das Kind mit dem Schnabel am Gürtel.

„Aber mein Kettlein, mein Schleier und meine Haube," mahnte Trudchen in klagendem Ton.

„Die sollen meine Raben den bösen Thieren wieder abnehmen und dir nachbringen," tröstete der Alte. „Meister Storch, mach' deine Sache gut!"

Der Mann nickte Trudchen freundlich zu, und im nächsten Augenblick fühlte sie sich

emporgehoben, und der Storch trug sie durch die Luft.

Hei, das ging schnell wie der Wind. Trudchen schaute in die Tiefe, da lag der Wald unter ihr wie ein Gartenbeet mit krauser Petersilge. Dann verging ihr Hören und Sehen.

Als Trudchen wieder zum Bewusstsein erwachte und die Augen aufschlug, lag sie im Gras des Schlossgartens, und Frau Ursula stand vor ihr und sprach scheltend:

„Kind, Kind, hier im feuchten Gras zu liegen und einzuschlafen! Wenn du nun den Schnupfen kriegst, so heisst's wieder: die alte Ursula giebt auch gar nicht Acht auf das Kind — und ich habe doch kein Auge von dir gewendet. Und da liegt das schöne, goldene Halskettlein mitten auf dem Weg und dort liegt die Haube, und an der Rosenhecke hängt der Schleier. Steh' auf und komm' mit mir in's Haus; es wird kühl im Garten. Ei du lieber Himmel, was machst du mir für Sorgen!“

Und Trudchen stand auf und liess sich ausschelten und that keinen Mucks. —

Ein Glück, dass Frau Ursula nicht alles wusste, was sich zugetragen. Das hätte eine schöne Geschichte gegeben.





DER GOLDBAUM.

Das Gemach, in welchem unsre Geschichte beginnt, sah sehr einfach und nüchtern aus. An den geweissten Wänden, deren einzigen Schmuck ein paar vergilbte Landkarten bildeten, standen zwei schmale Betten, ein Bücherbrett und ein Kleiderschrank, auf welchem eine Erdkugel Platz gefunden hatte. Die Mitte des Zimmers nahm ein langer, mit vielen Tintenklexen gezierter Tisch ein, und an dem Tisch sassen auf harten Holzstühlen zwei Knaben von etwa zwölf Jahren.

Der Blonde brütete über einer schwierigen Stelle des Cornelius Nepos und wälzte seufzend das schwere Lexikon; der Braune aber mühte sich, aus einer neunstelligen Zahl die

Kubikwurzel zu ziehen. Der Philologe hiess Hans, der Mathematiker Heinz.

Zuweilen hoben die Knaben ihre Köpfe in die Höhe und blickten sehnsüchtig nach dem geöffneten Fenster, durch welches die Fliegen summend ein- und ausflogen. Im Garten lag goldener Sonnenschein auf Bäumen und Hecken, und wie zum Hohn blickte ein blühender Hollerzweig in das Studirzimmer der beiden Hoffnungsvollen. Noch eine Stunde mussten die Armen sitzen und schwitzen, bevor sie in's Freie durften, und die Minuten schlichen dahin wie die Schnecken an den Stachelbeerbüschen draussen im Garten. An eine eigenmächtige Abkürzung der Arbeitszeit war auch nicht zu denken, denn im Nebenzimmer sass am Schreibtisch der Doktor Schlagentzwei, dem die Knaben zur Zucht und Lehre überantwortet waren, und die Verbindungsthür stand offen, so dass der Doktor sich zu jeder Zeit von der Anwesenheit seiner Schutzbefohlenen überzeugen und ihr Treiben überwachen konnte.

„Hannibal hätte auch was gescheidteres

thun können als über die Alpen zu ziehen,“ knirschte Hans, und „neunmal einundachtzig ist siebenhundertneunundzwanzig,“ murmelte Heinz mit dumpfer Stimme. Dann blickten sie beide von ihrer Arbeit empor, schauten sich an und gähnten.

Plötzlich vernahmen sie ein lautes Summen. Ein Goldkäfer, der draussen auf dem Hollerbaum gesessen haben mochte, hatte sich in's Zimmer verirrt. Dreimal schwenkte er sich im Kreis um die Köpfe der Knaben, und dann — plums — lag er im Tintenfass.

„Eigentlich geschieht es ihm ganz recht,“ sagte Heinz, „warum bleibt er nicht, wo es ihm gut geht. Aber in Tinte ersaufen, das ist doch ein zu elender Tod. Wart' Kamerad, ich werde dich retten.“

Er wollte dem zappelnden Käfer mit dem Stahlfederhalter aus der Tinte helfen, aber schneller vollbrachte Hans das Rettungswerk mit dem Finger. Und dann trockneten die Knaben den armen Schelm säuberlich mit dem Löschblatt ab und sahen zu, wie er sich mit den Vorderfüssen putzte.

„Er hat einen rothen Spiegel auf dem Brustschild und schwarze Hörner,“ sagte Hans, indem er seinen tintengeschwärzten Finger am Haupthaar abwischte, „es ist der Goldkäferkönig. Er wohnt in einem Schloss, das ist aus Jasminblüthen gebaut und mit Rosenblättern gedeckt. Grillen und Heimchen sind seine Musikanten und Johanniswürmchen seine Fackelträger.“

„Du bist ein Faselhans,“ sprach Heinz.

„Und wer dem Goldkäferkönig begegnet,“ fuhr Hans fort, „der ist ein Glückskind. Gieb Acht Heinz, uns steht etwas bevor, ein Abenteuer oder sonst etwas Absonderliches, und heute ist noch dazu der erste Mai, da geschieht mehr als ein Wunder. Sieh, wie er uns mit den Fühlhörnern winkt und die Flügeldecken hebt. Jetzt wird er sich gleich verwandeln und vor uns stehen als Elf mit einem Königsmantel angethan und einem Goldhelm auf dem Kopf.“

„Fortfliegen wird er,“ sprach Heinz und lachte. „Schnurr — da hast du's.“

Die Knaben traten an's Fenster und sahen

dem Käfer nach. In weitem Bogen durchschnitt das blitzende Kleinod die Luft und verschwand jenseits der Gartenmauer. Jetzt wurde im Nebenzimmer ein Räuspern vernehmbar, und die beiden Schüler kehrten eilig zu ihren Büchern zurück.

„Da haben wir das Wunder," flüsterte Hans seinem Kameraden zu und zeigte auf das Tintenfass.

Aus dem Tintenfass heraus ragte ein grünes Reis, das wuchs zusehends und stieg zur Decke hinan.

„Wir träumen," sagte Heinz und rieb sich die Augen.

„Nein, das ist ein Märchen," jubelte Hans, „ein lebendiges Märchen, und wir spielen mit."

Und das Reis wurde stärker und trieb Aeste und Zweige mit Blättern und Blüthen. Die Decke des Zimmers verschwand, die Wände wichen, und eine dämmernde Waldhalle umfing die staunenden Knaben.

„Vorwärts!" rief Hans und zog den widerstrebenden Heinz mit sich fort. „Jetzt kommt das Abenteuer."

Die blühenden Gesträuche thaten sich von selbst auseinander und öffneten den Knaben einen Pfad. Gebrochen blinkte das Sonnenlicht durch das Gitterdach der Waldbäume und malte tausend goldene Augen auf das Moos, und aus dem Moos stiegen Sternblumen von brennenden Farben, und grünes, krauses Geranke schlang sich um die bemoosten Stämme. Droben aber in den Zweigen flatterten singende Vögel in schimmernden Federkleidern, und Hirsche, Rehe und andere Waldthiere sprangen lustig durch die Büsche.

Jetzt lichtete sich der Wald, zwischen den Stämmen blinkte es wie Feuerschein, und Hans raunte seinem Gefährten zu: „Jetzt kommt's."

Sie betraten eine Waldwiese, in deren Mitte ein einzelner Baum stand. Aber das war kein gewöhnlicher Baum; das war der Wunderbaum, von dem Hans so oft gehört hatte, der Baum mit den goldenen Blättern. Die Knaben standen starr vor Staunen.

Da trat hinter dem Stamm ein Zwerg hervor, nicht grösser als ein dreijähriges

Kind, aber nicht dickköpfig und plattfüssig, wie gemeiniglich die Zwerge sind, sondern schlank und zierlich gewachsen. Er trug einen grünen Mantel und einen Goldhelm, und die beiden Knaben wussten, wen sie vor sich hatten.

Der Zwerg trat ein paar Schritte vor und verneigte sich. „Die verzauberte Prinzessin harrt auf ihren Erlöser," sprach er, „wer von euch beiden will das Wagestück unternehmen?"

„Ich," sprach Hans mit freudiger Stimme. Und alsbald führte der Zwerg ein Rösslein heran, das war milchweiss und biss in einen goldenen Zügel.

„Thu's nicht, Hans!" mahnte Heinz ängstlich, aber Hans sass bereits im Sattel. Wiehernd stieg das Zauberpferd in die Höhe, dann warf es den Kopf zurück und rannte mit fliegender Mähne in den Wald hinein. Ein leuchtender Goldkäfer aber flog als Wegweiser voraus. Noch einmal wandte Hans den Kopf zurück und sah seinen Kameraden unter dem Goldbaum stehen.

dann verlor er Baum und Freund aus dem Gesicht.

Das war ein lustiger Ritt. Hans sass so sicher und fest im Sattel, als ob er statt eines Rosses die gewohnte Schulbank unter sich gehabt hätte. Wenn er daran dachte, dass er noch vor einer Stunde beim Cornelius Nepos geseufzt und vor dem Doktor Schlagentzwei gezittert habe, musste er lachen. Der kleine Schulknabe in dem kurzen Jäckchen war zum stattlichen Reitersmann geworden mit Koller und Mantel, Schwert und Goldsporen. So flog er hin durch den Zauberwald.

Jetzt erhob sein Rösslein ein fröhliches Gewieher. Der Wald wurde licht. Noch ein paar Sprünge, und Ross und Reiter hielten vor einem schimmernden Schloss. Bunte Fahnen wehten von den Thürmen, Hörner und Trompeten schallten, und auf dem Söller stand die Prinzessin und liess ein weisses Tuch wehen. Sie sah fast aus wie Nachbars Lenchen, mit der Ritter Hans gespielt hatte, als er noch ein Knabe war und in die

Schule ging, nur war sie grösser und tausendmal schöner.

Hans sprang aus dem Sattel und eilte mit klirrenden Sporen die Marmortreppe hinan. In dem geöffneten Schlossthor stand ein Mann, vermuthlich der Hofmarschall der Prinzessin, der kam unserm Hans sehr bekannt vor.

Und der Hofmarschall streckte seine Hand aus, fasste Ritter Hansen am Ohr und rief:

„Eingeschlafen ist der Schlingel. Wart' ich will dich!"

Da war der Zauber zu Ende. Hans sass wieder an dem tintenbeklexten Tisch, vor ihm lag der Cornelius Nepos und das lateinische Lexikon, ihm gegenüber sass Heinz und schrieb, dass die Feder knirschte, und neben ihm stand der Doktor Schlagentzwei und blickte durch seine Brillengläser den Träumer unheimlich an.

Als endlich die Stunde der Freiheit geschlagen hatte und die beiden Knaben draussen im Garten unter dem Hollerbaum

ihr Vesperbrot verzehrten, theilte Hans seinem Freund mit, was er geträumt hatte.

„Das ist wunderbar," sagte Heinz, als Hans geendigt hatte, „höchst wunderbar. Den gleichen Traum habe auch ich gehabt. Nur der Schluss ist anders; ein Zauberschloss kommt in meinem Traum nicht vor."

„Erzähle!" drängte Hans.

„Bis zum Goldbaum stimmt mein Traum genau mit dem deinigen überein. Du stiegst auf das weisse Pferd und rittest fort um die Prinzessin zu erlösen. Ich aber —"

„Nun?" fragte Hans gespannt.

„Ich blieb zurück, schüttelte den Baum und steckte mir alle Taschen voll goldene Blätter. Dann weckte mich der dumme Doktor, und da war es mit der Herrlichkeit vorbei."

„Heinz," sprach Hans feierlich, und fasste den Freund bei der Hand. „Wenn zwei einen und denselben Traum haben, so geht er bestimmt in Erfüllung. Der Traum war ein prophetischer. Denk' du an mich."

Dann assen die Knaben die Reste ihres

Vesperbrotes auf und wandten sich dem Ballspiel zu.

Gingen die Träume der Knaben in Erfüllung? Ja. Hans wurde ein Dichter und liess sein Rösslein durch den grünen Märchenwald traben. Heinz aber, der im Traum den Goldbaum geschüttelt hatte, wurde sein Verleger.





DER
FIEDELBOGEN DES NECK.

Es war einmal ein junger Knab, der hiess Frieder und hatte weder Vater noch Mutter. Er war ein bildschönes Kind, und wenn er vor der Thür auf der Strasse spielte, blieben die Leute stehen und fragten: „Wem gehört der Kleine?“ Dann antwortete die alte, mürrische Frau, die ihn mit dünnen Brühen und reichlichen Scheltworten aufzog: „Er ist ein lediges Kind, und das Beste wäre für ihn, wenn ihn der liebe Gott zu sich in's Himmelreich nehmen thät.“ Der Frieder aber trug keine Sehnsucht nach dem Himmelreich; es gefiel ihm hier unten ganz gut, und er wuchs auf wie die roth-

köpfigen Disteln hinter dem Haus seiner Pflegemutter. Spielkameraden hatte er keine. Wenn die andern Buben des Dorfes im Bach Mühlen bauten und Rindenkähne schwimmen liessen oder sich im Heu herum balgten, sass der Frieder an der Berghalde und pfiff den Vögeln ihre Weisen nach.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn eines Tags der alte Klaus, der seines Zeichens ein Vogelsteller war. Er fand Gefallen an dem hübschen Jungen und schloss Freundschaft mit ihm. Von der Zeit an sah man die Beiden häufig vor der Hütte des Vogelstellers einträchtig neben einander sitzen wie zwei alte Kriegskameraden. Klaus wusste nicht nur wunderbare Waldgeschichten zu erzählen, sondern er verstand auch die Fiedel zu streichen und unterwies den Frieder in dieser Kunst, nachdem er ihm eine alte, zusammengeleimte Geige zum Angebind geschenkt hatte. Der Schüler machte auch seinem Meister alle Ehre, denn ehe ein Monat verging, spielte er bereits „O du lieber Augustin,“ „Was fang' ich armer Teufel an“ und „Als

der Grossvater die Grossmutter nahm.“ Darüber war der alte Vogelsteller tief gerührt und sprach die prophetischen Worte: „Frieder, denk’ an mich; ich sehe dich, wenn mir Gott das Leben schenkt, noch dereinst am Kirchtag als ersten Geiger.“

Als Frieder fünfzehn Jahre alt geworden war, kamen die Nachbarn zusammen und hielten Rath über ihn. Es sei Zeit, sagten sie, dass er etwas Ordentliches lerne, um sich durch die Welt zu bringen, und als sie ihn fragten, was er werden wolle, antwortete er: „Ein Spielmann.“ Da schlugen die Leute die Hände über den Köpfen zusammen und entsetzten sich. Aus der Menge aber trat ein wohlbeleibter Mann hervor, der fasste den Burschen an der Hand und sagte mit Würde: „Ich will versuchen, ob ich aus ihm etwas Ordentliches machen kann.“ Und Alle, die im Kreis herum standen, priesen den Frieder glücklich, dass er einen solchen Lehrherrn gefunden.

Dieser war aber auch nichts Geringes. Er schor den Bauern Bart und Haar, setzte

ihnen Schröpfköpfe und riss ihnen die kranken Zähne aus, manchmal auch die gesunden. Er war der Bader des Ortes, und die Leute nannten ihn nicht anders als „Herr Doktor.“

Am selbigen Tag noch wanderte der Frieder in das Haus seines nunmehrigen Brotherrn, und schon am Abend begann er seine Thätigkeit damit, dass er das Bier für den Meister aus der Schenke holte. Allmälig lernte er auch Seifenschaum schlagen, Scheermesser abziehen und was sonst zum Handwerk gehört. Sein Meister war zufrieden mit ihm, nur das Geigenspiel, das Frieder in seiner freien Zeit mit Eifer pflog, war ihm zuwider, denn es zählte nach des Baders Ansicht zu den brotlosen Künsten.

Ein paar Jahre verstrichen. Da kam der Tag heran, an welchem Frieder sein Gesellenstück machen sollte. Wenn das zur Zufriedenheit des Meisters ausfiel, dann durfte er als Wanderbursch in die weite Welt ziehen und sein Glück suchen. Das Gesellenstück bestand aber darin, dass er seinem Herrn

den Bart scheeren musste, und das war kein Spass.

Der wichtige Tag war da. Der Bader sass auf dem Stuhl, das weisse Tuch um den Hals, und lehnte den Kopf zurück. Frieder seifte ihm das Doppelkinn ein, zog das Messer auf dem Streichriemen ab und begann das Werk.

Da ertönten plötzlich vor dem Hause Saiten- und Pfeifenklänge; ein Bärenführer zog des Wegs. Dem Baderjungen, wie er die Musik hörte, fuhr es in die Hand, und auf der Wange des Meisters sass eine blutige Schramme, die reichte vom Ohrläppchen bis zum Nasenflügel.

O weh du armer Frieder! Der Stuhl, darauf der Bader gesessen, fiel rücklings auf den Boden. Wüthend sprang der Blutende in die Höhe und gab seinem Lehrling eine schallende Ohrfeige. Dann riss er die Thür auf, deutete mit dem Zeigefinger in die blaue Luft und schrie: „Geh' zum Kukuk!"

Da packte der Frieder seine Siebensachen zusammen, nahm seine Geige unter den

Arm und ging zum Kukuk. Der Kukuk wohnte im Wald auf einer Eiche und war zufällig zu Hause, als Frieder bei ihm vorsprach. Er hörte den Bericht des Burschen geduldig bis zu Ende an, dann aber zuckte er die Flügel und sprach:

„Junger Freund, wenn ich Allen helfen wollte, die zu mir geschickt werden, hätte ich viel zu thun. Die Zeiten sind schwer, und ich muss froh sein, dass ich meine eignen Kinder leidlich untergebracht habe. Den Aeltesten habe ich bei einer Bachstelzenfamilie in Kost gegeben, den Zweiten hat der Nachbar Rothschwanz in's Haus genommen, das dritte Kind, ein Mädel, ist in Pflege bei einer alten Grasmücke, und für die zwei Kleinsten sorgt der Zaunkönig. Ich selbst muss mich regen vom Morgen bis zum Abend um anständig auszukommen. Seit vierzehn Tagen nähre ich mich von haarigen Bärenraupen, und diese Kost ist nichts für deinen Magen. Nein, ich kann dir nicht helfen, so leid es mir thut."

Da liess der Frieder traurig den Kopf

hängen, sagte dem Kukuk Valet and hob sich von hinnen. Er war aber noch nicht weit gegangen, da rief ihm der Kukuk nach: „Halt Frieder! Mir kommt ein guter Gedanke. Vielleicht kann ich dir doch helfen. Komm' mit.“ Sprach's, reckte die Flügel und flog, den Weg zeigend, vor dem Frieder her.

Dieser hatte Mühe, seinem Führer zu folgen, denn das Unterholz des Waldes war dicht, und Dornhecken waren auch reichlich vorhanden. Endlich wurde es licht zwischen den Bäumen, und ein Wasser blinkte auf.

„Wir sind zur Stelle,“ sprach der Kukuk und liess sich auf einer Erle nieder. Vor dem jungen Gesellen lag ein dunkelgrüner Weiher, der durch einen schäumenden Wasserfall gespeist wurde. Schilfhalme und gelbe Schwertlilien standen am Ufer, und weisse Wasserrosen mit grossen Blättern schwammen auf der Fläche.

„Nun gieb Acht,“ sprach der kluge Vogel. „Wenn die Sonne sich neigt und den Staub des Wasserfalls in sieben Farben leuchten lässt, dann taucht der Neck aus dem Grund

des Weihers, woselbst er ein krystallenes Schloss hat und sitzt am Ufer. Dann fürchte dich nicht, sondern sprich ihn an. Das Weitere wird sich finden.“

Da bedankte sich der Frieder bei dem Kukuk, und dieser flog mit raschem Flügelschlag waldeinwärts.

Als über dem Wasserfall die sieben Regenbogenfarben leuchteten, kam der Neck wirklich aus der Tiefe. Er hatte ein rothes Röcklein an und einen weissen Kragen. Seine Haare waren grün und hingen ihm wie eine wirre Mähne auf die Schultern nieder. Er setzte sich auf einen Stein, der sich über den Spiegel des Weihers erhob, liess die Füsse in's Wasser hängen und begann sein Haar mit den zehn Fingern zu strählen. Das war ein mühsames Werk, denn in dem Haargewirr hingen Algen, Wasserlinsen und kleine Schneckenhäuser, und der Neck verzog bei dem Versuch, das Haar zu schlichten, schmerzhaft das Gesicht.

„Das ist der richtige Zeitpunkt den Wassermann anzureden,“ dachte Frieder. Er fasste

sich ein Herz, trat aus den Erlenhecken, die ihn bisher verborgen hatten, hervor, zog den Hut und sprach: „Guten Abend, Herr Neck!“

Bei dem Klang der Stimme plumpte der Neck wie ein geschreckter Frosch in's Wasser und tauchte unter. Bald aber streckte er wieder den Kopf hervor und sprach unfreundlich: „Was willst du?“

„Mit Verlaub, Herr Neck,“ hob der Frieder an, „ich bin ein gelernter Bader, und es wäre mir eine grosse Ehre, wenn ich Euch das Haar strählen dürfte.

„Ei,“ sprach der Neck erfreut und stieg aus der Fluth, „du kommst mir gelegen. Was habe ich für Müh' und Plage mit meinem Haar, seitdem mich die Lorelei, meine Muhme, schnöd verlassen hat! Was habe ich nicht Alles für die undankbare Person gethan! Und eines Morgens ist sie fort, und mein goldener Kamm ist auch fort, und jetzt sitzt sie, wie ich höre, auf einem Felsen im Rhein und hat ein Verhältniss mit einem Schiffer in einem kleinen Schiffe. Da wird der goldene Kamm bald verjubelt sein.“

Mit diesen Worten nahm der Neck auf einem Stein Platz. Frieder zog seinen Scheerbeutel hervor, band dem Wassermann ein weisses Tuch um den Hals und kämmte und salbte ihm das Haar, dass es geschmeidig wurde wie Seide; dann zog er ihm einen schnurgeraden Scheitel, der ging von der Stirn bis auf den Nacken, nahm ihm das Tuch ab und machte einen Kratzfuss, wie er es von seinem Meister gelernt hatte. Der Neck stand auf und betrachtete sich wohlgefällig im Wasserspiegel. „Was bin ich schuldig?" fragte er dann.

Frieder hatte schon die übliche Redensart „nach Belieben" auf den Lippen, aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, dass man den Augenblick nützen und das Eisen schmieden müsse, solange es glüht. Darum räusperte er sich und erzählte dem Neck seine Lebensgeschichte.

„Also ein Spielmann möchtest du gern werden?" fragte der Neck, als Frieder schwieg. „Nimm einmal deine Fiedel zur Hand und lass' mich etwas von deiner Kunst hören."

Da nahm der Gesell seine Geige, stimmte die Saiten und spielte sein bestes Stück: „Als der Grossvater die Grossmutter nahm," und wie er mit einem zierlichen Schnörkel geendigt hatte, schaute er erwartungsvoll auf den Neck.

Dieser verzog grinsend das Gesicht und sagte: „Nun höre auch mich." Dann griff er in das Röhricht und zog eine Geige und einen Fiedelbogen hervor, setzte sich zurecht und hob an zu spielen.

So etwas hatte der arme Frieder noch nie gehört. Erst klang's, wie wenn der Abendwind im Schilfgras spielt, dann klang's wie Tosen eines Wasserfalls und zuletzt wie sanft gleitende Fluth. Die Vögel in den Zweigen verstummten, die Immen liessen ihr Summen, und die Fische hoben die Köpfe aus dem Weiher, um den süssen Tönen zu lauschen. Dem Burschen aber standen die hellen Thränen in den Augen.

„Herr Neck," sprach er mit aufgehobenen Händen, als der Wassermann den Bogen ruhen liess, „Herr Neck, nehmt mich in die Lehre!"

„Das geht nicht," antwortete der Neck. „Schon meiner erwachsenen Nixentöchter wegen geht es nicht. Es ist aber auch nicht nöthig. Willst du mir deinen Kamm überlassen, so sollst du ein Geiger werden, wie es keinen zweiten giebt."

„Meinen ganzen Scheerbeutel, wenn Ihr ihn wollt," rief der Frieder und reichte ihn dem Wassermann.

Dieser nahm mit einem raschen Griff den dargebotenen Beutel und war im Weiher verschwunden.

„Halt, halt!" rief ihm der Bursche nach, aber sein Rufen war vergebens. Er wartete eine Stunde, er wartete zwei, aber wer nichts von sich hören liess, das war der Neck.

Der arme Frieder seufzte tief auf, denn es war ihm klar, dass der falsche Wassergeist ihn betrogen hatte, und mit schwerem Herzen wandte er sich, um zu gehen — wohin, das wusste er nicht. Da sah er zu seinen Füssen am Rand des Weihers den Fiedelbogen des Neck liegen. Er bückte sich nach ihm, und wie er ihn in der Hand

hielt, verspürte er einen Ruck, der ging von den Fingerspitzen bis in das Schulterblatt hinauf, und es drängte ihn, den Bogen zu versuchen.

„Was fang' ich armer Teufel an" wollte er spielen, aber es war, als ob ihm eine unsichtbare Macht die Hand lenkte; den Saiten entquollen Töne, so süss und silberrein, wie es Frieder nur einmal in seinem Leben gehört hatte, nämlich kurz zuvor, da der Neck die Fiedel strich. Die Vögel kamen heran geflattert und sassen horchend im Geäst, die Fische sprangen über die Fluth und aus dem Wald traten die Hirsche und die Rehe und sahen den Spielmann mit klugen Augen an. Und der Frieder wusste nicht, wie ihm geschah. Was ihm durch die Seele zog und was sein Herz bewegte, das fand seinen Weg in die Hand und aus der Hand in das Saitenspiel und klang in süssen Tönen aus.

Aus dem Weiher aber tauchte der Neck auf und nickte beifällig mit dem Kopf. Dann verschwand er und liess sich nicht mehr sehen.

Und der Frieder schritt fiedelnd aus dem Wald hinaus und zog durch alle Reiche der Erde und spielte vor Königen und Kaisern. Das gelbe Gold regnete in seinen Hut, und er wäre ein steinreicher Mann geworden, wenn er kein richtiger Spielmann gewesen wäre. Ein richtiger Spielmann aber wird kein reicher Mann.

Seinen Scheerbeutel hatte er hingegeben. Darum liess er sich das Haupthaar wachsen wie weiland der starke Simson. Die andern Spielleute machten es ihm nach, und sie tragen von jener Zeit an langes, wirres Haar bis auf diesen Tag.





DIE BUCHE.

s stand im Wald eine alte Buche. Ihren Wipfel hatte der Blitz zerschmettert, ihre Seite war hohl, und grosse Schwämme wuchsen auf ihrer Rinde. Sie war die Urahne eines zahlreichen Geschlechts, aber sie hatte alle ihre Kinder, sobald sie erstarkt waren, unter den Streichen der Holzaxt fallen gesehen, und nur eine Tochter war ihr geblieben. Das war eine junge Buche mit glatter Rinde und himmelanstrebender Krone und erst achtzig Jahre alt. Das sind bei den Waldbäumen die sogenannten besten Jahre.

Die alte Buche trieb noch in jedem Frühling Blätter und Sprossen, aber sie fühlte,

dass es mit ihrem Leben auf die Neige ging, denn sie hielt sich nur noch mit Mühe aufrecht. Und weil sie wusste, dass sie sterben müsse, so verdoppelte sie ihre Liebe zu der schönen Riesentochter.

Der Frühling war im Anzug. Noch lag glitzerndes Weiss auf den Zweigen der Bäume, aber von den Wurzeln herauf quoll es wärmend, und laue Luft half von aussen und leckte am Schnee. Auf den Flüssen und Bächen trieben knirschende Eisschollen, die Weide liess ihre silbernen Kätzchen aus den Hüllen schlüpfen, und die weissen Glöckchen durchbrachen die unterwaschene Schneedecke des Waldbodens.

Da sprach die alte Buche zu der jungen „Heute Nacht kommt der ungestüme Thauwind. Er wird mich auf das Blätterlager strecken, das ich mir im Lauf der Zeit aufgeschüttet habe, und ich kehre zurück zu der Mutter, deren Schooss ich entstiegen bin. Doch bevor ich heimgehe, will ich eine Gabe auf dich vererben, die mir der milde Herr der Wälder verliehen hat, als er einst

vor langer Zeit auf seinem Segensgang in meinem Schatten Rast hielt. Du sollst der Menschen Reden und Thun verstehen und Antheil nehmen an ihren Freuden und Leiden. Das ist die höchste Gnade, die unsereinem zu Theil werden kann. Aber sei gefasst mehr Leid als Glück zu schauen.“ — So sprach die alte Buche und segnete ihre Tochter.

In der Nacht kam der Thauwind aus der Wüste herangefahren. Er begrub Schiffe in den Wogen des Meeres, rollte riesige Schneebälle von den Bergen herab und zerstörte der Menschen Hütten im Vorüberziehen. Brausend flog er durch die Wälder und knickte, was alt und morsch war, oder was sich seiner Macht trotzig entgegenstemmte. Er streckte die alte Buche zu Boden und rüttelte an ihrer starken Tochter, aber die Kluge neigte und beugte ihr Haupt, und der Gewaltige zog vorüber. Drei Tage weinte die Tochter um die Mutter funkelnden Thau. Dann kam die Sonne und trocknete ihr die Thränen.

Und nun begann allenthalben ein Treiben und Sprossen, dass der Buche keine Zeit zum Trauern blieb. Ihre Knospen schwollen und sprangen, und eines Morgens zitterten hunderttausend zartgrüne Blättlein im wärmenden Sonnenstrahl. Das war eine Freude!

Goldgelbe Schlüsselblumen stiegen aus der Erde. Sie nahmen sich nicht einmal Zeit die welken Blätter bei Seite zu schieben; sie durchbohrten sie und hoben sie noch einmal zum Sonnenlicht empor. Rothblaue Erbsen gesellten sich zu den Primeln, und der duftende Waldmeister entwickelte seine zarten Blattquirle. Das war ein Leben!

Und inmitten des blühenden Lebens stand die junge Buche wie eine Königin. Ein Fink hatte sein Nest in ihre Krone gebaut, und der Specht mit der rothen Kappe stattete ihr Besuche ab. Einmal kam auch der Kukuk, ja sogar das vornehme Eichhorn mit den Federbüschen auf dem Kopf fand sich hin und wieder ein, obwohl ihm die lenzgrüne Buche nicht mit Eckern aufwarten konnte. Aber Menschen hatte sie in diesem

Jahr noch nicht gesehen, und das wären ihr die liebsten Gäste gewesen, weil sie die Gabe besass ihr Reden und Thun zu verstehen.

Die Menschen blieben nicht aus. Eines Morgens kam eine junge, schlanke Dirne mit langen, braunen Zöpfen durch den Wald geschritten und gradeswegs auf die Buche zu. Es hatte aber nicht den Anschein, als gelte letzterer ihr Besuch. Sie betrachtete den vermodernden Baum am Boden und sprach: „Hier ist die Stelle.“ Dann setzte sie ihren Korb, der mit Maiblumen gefüllt war, auf die Erde und lehnte sich an die Buche ohne deren grüner Herrlichkeit einen Blick zu schenken. Der Baum hielt den Athem an um etwas von der Rede des Mädchens zu vernehmen, aber die Schöne schwieg beharrlich.

Da kam von der entgegengesetzten Seite ein junger, stattlicher Bursch des Weges. Er trug ein rundes Hütlein mit einer krummen Feder wie die Jägersleute. Vorsichtig kam er herangeschlichen, so vorsichtig, dass nicht einmal die dürren Blätter unter seinen Tritten

raschelten. Aber so leise er auch auftrat, das scharfe Ohr des Mädchens vernahm sein Kommen doch. Sie wandte den Kopf nach ihm, und die Buche dachte: jetzt wird sie flüchten, aber die Dirne floh nicht, sie sprang vielmehr dem Burschen entgegen und schlang ihre Arme um seinen braunen Hals.

„Mein Hans! — Meine Eva!“ riefen sie gleichzeitig. Dann küssten sie sich nach Herzenslust, nannten sich wieder bei ihren Namen und herzten sich von Neuem, und die Buche fand das sehr langweilig. Später sassen sie unter dem Baum nieder und sprachen von ihrer Liebe. Es war eine Geschichte, die jeder von uns kennt, aber der Buche war sie neu, und sie horchte wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt. Es kam aber noch eine besondere Ueberraschung.

Der Bursch erhob sich vom Boden, zog sein Messer und begann in die Rinde des Stammes Einschnitte zu machen. Es that zwar etwas weh, aber der Baum hielt still wie eine Mauer.

„Was soll das werden?“ fragte das Mädchen.

„Ein Herz mit deinem Namen und meinem,“ antwortete Hans und schnitt weiter.

Als das Werk fertig war, betrachteten es beide wohlgefällig, und der Buche war es zu Muthe wie Einem, dem der König eine goldene Gnadenkette umgehängt hat. — „Die Menschen sind doch prächtige Leute!“ dachte sie.

Jetzt hob der Bursch zu singen an. Die Lieder der Finken und der Amseln konnte die Buche längst auswendig; nun bekam sie etwas zu hören, das klang ganz verschieden von Vogelgesang. Das Lied lautete aber so:

Ich schritt durch's Waldgehege
Auf unbetret'nem Wege.
Die Mailuft wehte mild. —
Ich liess die Hirschlein grasen
Und springen Reh' und Hasen.
Mich lockt' ein seltnes Edelwild.

* * *

Nicht braucht' ich lang zu suchen.
An einer grünen Buchen
Fand ich mein Liebchen steh'n.

Sie thät mich fest umfangen,
Ich küsst' ihr Mund und Wangen,
Und um den Jäger war's gescheh'n.

* * *

Ein Herze will ich schneiden
Mit unsren Namen beiden
Dem Baum in's Rindenkleid.
Das soll in späten Tagen
Dem Wandrer Kunde sagen
Von mein' und deiner Seligkeit.

* * *

„Höre Hans!“ sprach das Mädchen, als der Bursch geendigt hatte. „Dein Lied gemahnt mich an etwas. Ich weiss — — die Leute sagen's, dass du im Herbst heimlich in den Forsten dem Wild nachgehst. Lass das Jagen sein! Der Jäger ist dir ohnehin nicht grün — — du weisst warum. Und trifft er dich als Wilderer im Wald — — dann — — Herrgott, mein Hans, wenn sie dich einst getragen brächten mit durchschossener Brust — — —“

Der Bursch beugte sich nieder zu der Dirne, die sich schmeichelnd an seine Schulter lehnte und küsste sie auf den Mund. „Die Leute reden vieles. Glaube nicht alles, was die Leute sagen, mein liebes Herzgespiel!“

Dann schlang er seinen Arm um ihren Leib und schritt singend mit ihr in den Wald hinein.

Als das Paar hinter den Bäumen verschwunden war, tauchte aus den Büschen ein Mann im Jagdgewand, die Kugelbüchse auf dem Rücken, das Waidmesser an der linken Seite. Sein Gesicht war bleich und verzerrt. Er ging auf die Buche zu und betrachtete das Herz, welches Hans in die Rinde geschnitten hatte. Er lachte wild auf und zog sein Messer um die Schrift zu vernichten, aber er besann sich anders und stiess die Klinge in die Scheide zurück. Drohend schüttelte er die Faust nach der Richtung hin, welche die Liebenden genommen hatten, und mit Zähneknirschen sprach er:

„Treff' ich dich Raubschützen einmal auf der Wildbahn, so hast du den Kukuk zum letztenmal rufen gehört!"

Mit diesen Worten ging er in's Holz, und der Baum schüttelte unwillig sein Haupt.

*
* *

Die Buche bekam im Lauf des Sommers noch manches Menschenkind zu Gesicht, arme Weiber, die Laub oder dürre Reiser sammelten, Kinder, die Beeren lasen, Waidleute und Wanderer. Am liebsten aber sah sie als Gäste unter ihrem Schattendach den Burschen und das braungezöpfte Mädchen. Die kamen allwöchentlich einmal, sprachen von ihrer Liebe und herzten sich, und die Buche gewann die beiden von Tag zu Tag lieber.

Eines Morgens vor Sonnenaufgang, als der Bergwald noch seine graue Nebelkappe aufhatte, kam Hans allein. Er trug am Riemen ein Feuerrohr und schritt leise durch das Unterholz, leise wie damals, als er seine Traute überraschen wollte. Diesmal aber galt sein Kommen nicht der schönen Eva, sondern dem Hirsch, der hier seinen Wechsel hatte. Am Fuss der Buche machte der Bursch halt und stand regungslos, als wäre er selbst ein Baum. Der kühle Morgenwind kam, und der Nebel zog sich in Streifen tiefer. Die Vögel wurden munter und flogen

nach der Tränke. Im Unterholz des Waldes regte es sich, und Hans hob sein Gewehr.

Da fiel aus dem Dickicht ein Schuss. Hans liess die Büchse sinken, that einen Sprung in die Höhe und stürzte dann zu Boden.

Aus dem Wald kam mit hastigen Sätzen ein Mann, das rauchende Rohr in der Linken tragend. Die Buche kannte ihn wohl.

Der Jäger beugte sich über den Gefällten. „Es ist aus mit ihm,“ sagte er. Dann lud er seine Büchse und verschwand im Dickicht.

Die Sonne ging auf und schien einem stillen Mann in das blasse Antlitz. Trauernd neigte der Baum seine Zweige und weinte helle Thränen. Das Rothkehlchen flatterte heran und trug dem Todten Blumen auf das Gesicht, bis die starren Augen zugedeckt waren.

Am Nachmittag kamen Holzfäller des Weges und fanden den Leichnam.

„Er ist beim Wildern erschossen worden,“ sagten sie. Dann hoben sie ihn auf und trugen ihn in's Thal hinunter.

Ein alter Mann verweilte noch bei dem Baum. Er zog sein Messer und grub ein Kreuz in die Rinde. Das kam grade über das Herz zu stehen. Dann nahm er seinen Hut ab und sprach ein Gebet.

In der Krone der Buche rauschte es; der Baum betete auch nach seiner Weise.

Mehrere Sommer hinter einander kam die Braut des Erschossenen an dessen Sterbetag zu der Buche, kniete nieder und weinte und betete, und jedesmal war sie bleicher und abgehärmter. Endlich blieb sie aus.

„Sie wird gestorben sein," sprach die Buche, und so war es auch.

* * *

Jahre waren vergangen, und die Buche war ein mächtiger Baum geworden. Ihre Rinde trug bräunliches Moos, die Ranken des Waldepheus kletterten an dem Stamm empor, und Herz und Kreuz waren vom Grün schier verdeckt.

Da kam eines Tages ein Mann, der fügte zu den zwei Zeichen ein drittes, und die Buche wusste, was es zu bedeuten hatte.

Sie war in der Rinde gezeichnet und sollte gefällt werden.

Fahr' wohl du grüner, wonnesamer Wald!

Es dauerte auch nicht lange, so kamen die Holzhauer, und die Axthiebe schnitten der Buche in's Leben. Ein finster blickender Mann im Jagdgewand mit ergrautem Bart und Haar leitete das Holzfällen.

Die Buche kannte den Mann recht wohl, und dieser schien auch den Baum zu erkennen. Er ging auf ihn zu und riss Moos und Epheugeflecht von dem Stamm, sodass Kreuz und Herz sichtbar wurden.

„Hier war's," sagte er leise, und Schauer schüttelte seine Glieder.

„Zurück, Herr Förster, zurück!" schrieen die Holzfäller. „Der Baum will sinken."

Der Angerufene taumelte zurück, aber es war zu spät. Krachend stürzte die Buche zu Boden und begrub den Förster unter ihrem Geäst.

Als sie ihn hervorzogen, war er todt. Die Buche hatte ihm das Haupt zerschmettert.

Und die Männer standen im Kreis umher und beteten.



DIE VERWUNSCHENE WÄSCHERIN.

Es war einmal eine junge Bauernmagd, die war die schönste Dirne weit und breit, aber sie war blutarm. Letzteres ist jedoch nicht wörtlich zu nehmen; ihre Wangen blühten wie zwei Pfingstrosen, und als sie sich einstmals mit der Sichel in die Hand schnitt, wollte das Blut schier nicht mehr aufhören zu rinnen. Zum Glück war das Schäferhaus nicht weit und der Schäfer daheim. Das war ein Mann, der von der Heilkunst mehr verstand als zehn Doktoren aus der Stadt. Er besprach das Blut und klebte zum Ueberfluss ein grosses Pflaster auf die Wunde. Da hörte

sie auf zu bluten, und das hatte der Zaubersegen gethan.

Drei Tage darnach trug die Schöne ihre weisse Schürze an den Bach um die Blutstropfen, die darauf gefallen waren, auszuwaschen. Das Wasser quoll aus einem bewaldeten Hügel, der von einer alten, zerfallenen Burg gekrönt war, und bildete nicht fern von seinem Ursprung ein weites, tiefes Becken, an dessen Ufern Weiden und Erlenhecken wurzelten. Das Mädchen kniete am Rand des Wassers nieder, begann ihr Werk und schaute dabei nicht auf.

Als sie aber doch einmal von Ungefähr die Augenlider hob, sah sie zu ihrer Verwunderung, dass sie nicht allein war. Ihr gegenüber auf der anderen Seite des Baches kniete eine schöne, blasse Frau, die schlohweisse Kleider trug und sich gleichfalls mühte ein blutbeflecktes Leinen zu waschen. Aber so oft sie das Tuch aus dem Wasser zog, immer rannen die Tropfen von demselben ab wie von dem Gefieder eines Schwans, der aus der Fluth auftaucht; das

Tuch blieb trocken, und die Blutflecken leuchteten purpurroth wie zuvor. Die Magd betrachtete mit Staunen die seltsame Wäscherin und wagte kaum zu athmen.

Endlich schien die weisse Frau einzusehen, dass ihre Arbeit nutzlos sei. Traurig beschaute sie das blutige Tuch, und halbleise sprach sie:

„Ich wasche, ich wasche schon dreihundert Jahr;
Mein Schleier bleibt blutig immerdar.“

Da überkam die Magd ein Grauen; sie sprang empor und eilte in wilder Hast aus der Nähe der unheimlichen Wäscherin und ihrem Dorf zu.

Im Dorf lebte eine alte, weise Frau, die für alles Rath wusste. Zu der begab sich die Dirne nach dem Abendläuten und berichtete, was ihr am Bach im Wald begegnet sei.

„Das war die verwunschene Frau vom Bergschloss,“ sagte die Alte, und dann erzählte sie, was sie wusste.

„Vor vielen Jahren ist droben auf der Burg ein Ritter gesessen, der hat eine Frau gehabt,

die war schön über alle Massen, aber auch ebenso stolz und eitel. Und weil ihr die Schönheit des Leibes über alles ging, nahm sie zu Teufelskünsten ihre Zuflucht und that etwas grässliches. Als sie eines Kindleins genesen war, stach sie ihm ein Messer in's Herz und badete sich in dem rauchenden Blut. Dadurch vermeinte sie ewige Jugend und unvergängliche Schönheit zu gewinnen. Zur Strafe aber für ihre Unthat findet sie im Grab keine Ruhe und muss in den Trümmern der alten Burg umher wandeln. Dort ist sie oft von Jägern und Holzhauern gesehen worden, wie sie klagend und händeringend durch die Gänge irrt. An dem Schleier, der ihr vom Haupt lang herunter wallt, haften rothe Nelken; in Wahrheit aber sind es Blutstropfen. Und wenn der Tag wiederkehrt, da sie den Greuel begangen, steigt sie nieder zu dem Waldwasser um die Blutflecken aus ihrem Schleier zu waschen, aber das gelingt ihr nun und nimmer. Man sagt auch, sie hüte einen Schatz, der in dem alten Bergschloss vergraben liegt, und wer weiss,

mein Kind, ob er dir nicht beschieden war, wenn du Stand gehalten hättest.“

So erzählte die Alte, und die Magd hörte mit heimlichem Schauer zu.

Aber trotz ihrer Furcht wagte sie sich am nächsten Tag doch wieder an den Bach, wo ihr die gespenstische Wäscherin erschienen war, allein die weisse Frau kam nicht. Richtig, die Alte hatte ja gesagt, dass sich die Verwunschene nur am Jahrestag ihrer Missethat am Waldwasser zeige. Die Magd merkte sich also genau Tag und Stunde und harrte geduldig ein ganzes Jahr lang.

Als das Jahr abgelaufen und der Tag wiedergekehrt war, schritt die muthige Dirne mit einem Bündel Wäsche auf dem Kopf nach der Stelle, wo ihr die verzauberte Schlossfrau erschienen war. Vorsichtig hatte sie ein hölzernes Kreuzlein in ihrem Mieder verborgen um gegen bösen Zauber gefeit zu sein. Allein je näher sie dem Bach kam, um so zögernder wurden ihre Schritte, um so lauter schlug ihr Herz, und als sie nun wirklich die verwunschene Wäscherin am

Rand des Wassers gewahrte, da wäre sie am liebsten wieder umgekehrt. Aber die weisse Frau sah sie mit einem Blick an, der war so unsäglich traurig, dass die Magd ihr Grauen überwand und verweilte.

„Ich wasche, ich wasche schon dreihundert Jahr;
Mein Schleier bleibt blutig immerdar,“

murmelte die Unglückselige und rieb und spülte das blutige Linnen unter Aechzen und Seufzen.

Da fasste sich die Dirne ein Herz und sprach: „Gieb her das Tuch in Gottes Namen!“ Die weisse Frau blickte freudig auf und reichte dem Mädchen den Schleier. Und sieh, unter den Händen der Jungfrau verschwanden die rothen Flecken, und das Linnen ward rein wie frischer Schnee.

Da flossen helle Thränen über das bleiche Gesicht der Verzauberten; sie nahm das ihr dargereichte Tuch und winkte der Magd mit der weissen Hand.

Wie ein Irrlicht glitt sie über den Boden, den Tannenstämmen bald rechts, bald links ausweichend. Zuweilen wandte sie ihr Haupt

um zu sehen, ob ihr die Dirne folge. Diese hatte ihr Kreuzlein gefasst und schritt beherzt hinter der schauerlichen Führerin drein, die den Weg nach dem zerfallenen Bergschloss nahm.

In einem Kellergewölbe, dessen Decke geborsten war, hemmte die weisse Frau ihren Gang und deutete mit der Hand auf einen Stein, der dem Boden eingefügt war.

Mit starken Armen hob die Magd den Stein, aber im nächsten Augenblick fuhr sie entsetzt zurück. In der Grube stand ein mit Goldstücken und köstlichem Geschmeide gefüllter Kessel, oben darauf aber lag ein todtes Kindlein mit einer blutigen Wunde in der Brust.

Die Dirne wollte fliehen, aber als sie gewahrte, wie die weisse Frau mit jammervoller Geberde die Hände rang, hielt sie Stand und legte das hölzerne Kreuz, das sie bisher in der Hand gehalten hatte, dem todten Kind auf die Brust.

Da faltete die weisse Frau ihre Hände und neigte das Haupt tief. Sie wurde blasser

und blasser wie ein Traum beim Krähen des morgenkündenden Hahns, und schliesslich zerrann die Nebelgestalt in nichts.

Als das Mädchen ihre Augen wieder auf die Grube richtete, war das todte Kind verschwunden, das Kreuz lag oben auf dem gefüllten Kessel, und das gelbe Gold blinkte und gleisste in der Sonne, welche durch die geborstene Mauer in das Gewölbe schien.

Ohne weiter von Geisterspuk geschreckt zu werden, brachte die muthige Dirne den Goldhort in Sicherheit, und dem Mannsvolk kam sie von Stund' an noch dreimal so schön vor als ehedem.





DAS
WASSER DES VERGESSENS.

Im runden Thurmgemach, welches mit Jagdgeräth, Hirschgeweihen und ausgestopftem Federwild geschmückt war, sass ein junger Gesell auf dem hölzernen Schemel, zwirnte aus Mardersehnen einen Bogenstrang und sang ein lustiges Jägerlied dazu. Seiner Kleidung nach war er ein Waidmann und seinem verschnittenen Haar nach ein Diener der Schlossherrschaft. Sein Name war Heinz.

Ueber dem Burschen von der Decke herab hing ein schwankender Reif, und in dem Reif sass ein grauer Falk mit gebundenen Flügeln und der Kappe über den Augen.

Zuweilen hielt der Jäger in seiner Arbeit inne und setzte den langsamer schwingenden Reif wieder in rasche Bewegung. Dies geschah, damit der Falk nicht einschlafe, denn er war ein Nestling und sollte zu einem Jagdfalken erzogen werden; eines waidgerechten Falken Abrichtung beginnt aber damit, dass man ihn durch Hunger und Schlaflosigkeit gefüge macht.

Heinz war des Grafen Falkner gewesen, und der alte Herr hatte den Burschen gehörig in Athem erhalten. Jetzt aber hatte letzterer gute Tage. Der Graf jagte nicht mehr, denn er lag seit Jahresfrist stumm und still in einem mit Wappenschildern gezierten Steinsarg, und seine Wittwe, Frau Adelheid sass den ganzen Tag mit dem Kapellan zusammen und dachte nicht des Waidwerks.

Heute musste die Schlossfrau des Betens wohl überdrüssig geworden sein, denn sie war aus ihren Gemächern hervor gegangen und durchstreifte die Räume der Burg. Der Gesang des jungen Gesellen mochte ihr nach dem eintönigen Psalmodiren des näselnden

Kapellans eine angenehme Abwechselung sein; sie ging der Stimme nach und betrat des Falkners Thurmgelass.

Heinz machte ein verwundertes Gesicht, als er die stolze Frau im Leidschleier und grauen Gewand eintreten sah. Er erhob sich und neigte sich unterwürfig zur Erde nieder. Frau Adelheid liess ihre leuchtenden Augen über die schlanke Gestalt des Falkners gleiten und lächelte gnädig, und ihr Lächeln deuchte den Gesellen wie Maiensonne. Die Frau fragte viel über Falknerei und Waidwerk, und als sie schied, sah sie den Jäger mit einem gar seltsamen Blick an, dass der kecke Bursch wie ein vierzehnjähriges Mägdlein sein Haupt seitwärts wandte.

Und es begab sich wenige Tage darnach, dass Frau Adelheid auf einem schwanenweissen Zelter in den grünen Wald hinein ritt. Sie trug aber kein graues Kleid, sondern ein Gewand aus grünem Sammet und statt des Wittwenschleiers einen Zobelhut mit wallenden Federn. Hinter ihr ritt, das Federspiel auf der Faust, Heinz, der

junge Falkner und sah aus seinen blauen Augen gar freudig drein.

Sie waren schon ein gutes Stück geritten, und die Thürme des Schlosses waren längst hinter den breitästigen Buchen verschwunden. Da wandte Frau Adelheid ihr Haupt und sprach: „Reite neben mir, Heinz!“ Und Heinz that, wie ihm die Frau befohlen hatte. Der Waldweg war eng, und der Gräfin Reitkleid streifte das Knie des Falkners. So ritten sie weiter. Die Bäume rauschten leise, die Buchfinken sangen, und zuweilen huschte kleines Waldgethier über den Weg. Mitunter knackte es auch im Holz von brechenden Aesten, wenn ein Wild waldeinwärts eilte, oder ein geschreckter Vogel flatterte geräuschvoll empor, und dann lag auf dem Wald wieder tiefe Stille. Und die Schlossfrau wandte sich abermals zu dem Jäger und sprach mit lachendem Mund:

„Lass einmal hören, Heinz, ob du ein kluger Jägerknab bist.

Lieber Waidgesell, sag' mir frei,
Was steigt wohl höher, denn Falk und Weih?“

Ohne sich zu besinnen entgegnete Heinz:

„Hoch steigt der Falk, und der Weih steigt hoch,
Der Adler aber steigt höher noch."

Und wieder fragte Frau Adelheid:

„Lieber Waidgesell, sag' mir wahr,
Was steigt noch höher als der Aar?"

Der Falkner dachte ein paar Augenblicke nach, dann antwortete er:

„Noch höher als das Gefieder all
Steigt wohl der leuchtende Sonnenball."

Die Gräfin nickte beifällig und fragte zum dritten Mal:

„Trauter Gesell, verhehl' mir's nicht,
Was steigt noch höher als die Sonne licht?"

Jetzt war des Falkners Weisheit zu Ende. Er schaute zu den Kronen der Buchen empor, als ob ihm von dorther Hilfe kommen könne, und dann sah er wieder auf den Sattelknopf nieder, aber er blieb stumm.

Da hielt Frau Adelheid ihr Rösslein an und neigte sich zu dem Jäger und sprach leise:

„Wohl steigt die Sonne am Himmel hoch,
Doch heimliche Minne steigt höher noch."

Sprach's und schlang ihre weissen Arme um des Gesellen Hals und küsste ihm die braune Wange.

Zwei Nusshäher mit blauen Flügeln flatterten aus den Haselbüschen auf und flogen schreiend in den Wald um zu erzählen, was sie gesehen, und am andern Morgen zwitscherten die Spatzen, die unter dem Schlossdach nisteten, einander zu:

„Piep, piep,
Die Herrin hat den Jäger lieb."

Ja, das war eine schöne Zeit für den Falkner Heinz. Er liess sich das Haupthaar wachsen, dass es in gelben Ringeln bis auf seine Schultern herunter rollte und trug silberne Sporen und eine Reiherfeder auf dem Hut und baute Schlösser in die blaue Luft, eins schimmernder als das andre.

Zwar ein Schloss bekam er nicht, aber ein stattliches Försterhaus mit einem Hirschgeweih am Giebel und Feld und Wiesenland dazu ward ihm zu Lehen gegeben, und dort sass er nun als Bannförster, und wenn seine gnädige Herrin zu ihm hinaus geritten kam, stand er in der Thür und schwenkte grüssend den Hut, hob dann Frau Adelheid aus dem

Sattel und bewirthete sie mit Brot, Milch und Honig.

So verstrich Sommer, Herbst und der halbe Winter, und es kam Fastnacht. Da gab es viel Besuch aus der Nachbarschaft, und im Grafenschloss sah es aus wie in einer Herberge. Der Förster Heinz aber sass einsam in seinem Jägerhaus, und nur selten drang Kunde zu ihm von dem lustigen Treiben auf der Burg. Endlich kam Nachricht, die war eben nicht erfreulich für den armen Heinz. Frau Adelheid vermählt sich wieder; so lautete die Mär, und sie hallte dem jungen Gesellen in's Ohr wie Sterbeglockenton.

Da verschloss Heinz seines Hauses Thür und machte sich selber auf den Weg nach der Burg, und dazu murmelte er allerlei zwischen den Zähnen, das klang nicht wie Gebet.

Als er an den Fuss des Schlossbergs kam, wo die gewundene Strasse bergauf führte, hörte er Hufschlag und ein silberhelles Lachen, das ihm in die Seele schnitt wie eine zweischneidige Klinge, und den Weg

herab kam auf weissem Ross die Schlossfrau geritten, und neben ihr lenkte ein stattlicher Herr in reichem Kleid einen glänzenden Rappenhengst und schaute mit funkelnden Augen auf das schöne Weib an seiner Seite.

Da wollte dem jungen Waidmann das Herz im Leib zerspringen, aber er ward seiner selbst Herr; er sass auf einen Stein nieder wie ein Bettler, und als das Paar ihm nahe kam, sang er:

„Wohl steigt die Sonne am Himmel hoch,
Doch heimliche Minne steigt höher noch."

Der stolze Reiter hielt sein Ross an, wies mit der Peitsche nach dem Jäger und fragte seine Begleiterin: „Was hat das zu bedeuten? Wer ist der Mann?"

Der Gräfin war das Blut aus den Wangen gewichen, aber sie fasste sich schnell und sprach:

„Ein wahnsinniger Jäger. Kommt, lasst uns vorüber ziehen. Mir grauet in seiner Gegenwart."

Der Ritter aber hatte einen Beutel los-

genestelt und warf dem Mann am Weg ein Geldstück zu. Da schrie Heinz laut auf und warf sich mit dem Angesicht auf den Boden. Die Beiden aber gaben den Pferden die Sporen und ritten eilig von hinnen.

Der Hufschlag war längst verhallt, als sich der Unglückliche vom Boden hob. Er wischte sich Staub und Erde aus dem Antlitz, drückte den Hut in die Stirn und schritt in den Wald hinein. Ohne Weg und Pfad rannte er fort, bis die Nacht hereinbrach. Da warf er sich unter einem Baum nieder, hüllte sich in seinen Mantel, und auf den erschöpften Mann senkte sich der Schlaf.

Der arme Heinz schlief die ganze Nacht ohne Traum, bis ihn die Morgenkälte weckte. Da stand aber auch alsbald sein ganzes Leid wieder vor ihm und grinste ihn an wie eine Teufelslarve.

„O wenn ich vergessen könnte,“ rief er, „wenn ich vergessen könnte! Es giebt einen Born; wenn man von seinem Wasser trinkt, so schwindet alles Vergangene aus dem

Gedächtniss. Wer zeigt mir den Weg zu der Quelle?"

„Hei!" rief eine Stimme neben ihm „Von dem Wasser, das vergessen macht, bin ich wohl unterrichtet und will Euch gern mit meiner Wissenschaft zu Diensten sein."

Heinz blickte auf und sah vor sich einen jungen Gesellen in zerschlissenem, schwarzem Gewand; aus seinen Schuhen schauten fürwitzig die Zehen. Der gab sich als fahrenden Schüler zu erkennen und sprach weiter:

„Das Wasser, welches vergessen macht, heisst Lethe und springt in Griechenland. Dorthin also müsstet Ihr reisen und dann an Ort und Stelle das Nähere erfragen. Wollt Ihr's aber bequemer haben, so begleitet mich in die Schenke zur blauen Traube. Sie liegt nicht weit von hier. Dort wird Euch die Wirthin den Trank des Vergessens kredenzen, vorausgesetzt dass Euer Beutel minder schlaff ist als der meinige."

So sprach der Vagant. Heinz aber erhob sich und folgte ihm in die Waldschenke. Dort tranken die Beiden selbander einen

ganzen Tag und eine halbe Nacht, und als sie um Mitternacht einträchtig auf der Ofenbank lagen, hatte Heinz allerdings vergessen, was ihn kümmerte und drückte. Mit dem Licht des Morgens kam ihm aber auch die quälende Erinnerung wieder, und Kopfweh hatte er obendrein. Da bezahlte er seine und seines Kumpanen Zeche, nahm kurzen Abschied von dem fahrenden Schüler und zog weiter.

„O wer vergessen könnte!“ sagte er im Gehen und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Ich muss den Born finden, oder ich werde wirklich wahnsinnig.“

Am Weg stand eine alte, halb abgestorbene Weide, und auf der Weide sass ein Rabe, der wandte den Kopf nach dem einsamen Wanderer und sah ihn aufmerksam an.

„Du weltkundiger Vogel,“ redete der Waidmann zu dem Raben, „du weisst alles, was auf der Erde vorgeht; sag' an, wo springt das Wasser des Vergessens?“

„Das möchte ich wohl kennen,“ sprach der Rabe, „um selbst daraus zu trinken.

Ich habe ein Nest gewusst mit sieben fetten, nussgenährten Haselmäusen, und wie ich gestern nachsehen will, was die lieben Thierchen machen, da hat mir der Marder das Nest ausgenommen und nicht ein Stück übrig gelassen. Und nun muss ich an meinen Verlust denken wo ich geh' und steh'. Ja, wer das Wasser des Vergessens wüsste! Aber weisst du was, lieber Gesell? Geh' einmal zur Waldfrau, die weiss mehr als andere Leute und kennt auch vielleicht den Born des Vergessens." Darauf beschrieb der Rabe dem Jäger den Weg zur Waldfrau. Heinz bedankte sich und zog weiter.

Die Waldfrau war daheim. Sie sass vor ihrer Hütte und spann und nickte dazu mit dem weissen Kopf. Neben ihr sass ein grauer Kater mit grasgrünen Augen, der lekte sich die Pfoten und schnurrte dazu.

Heinz trat an die Alte heran, grüsste ehrerbietig und trug seine Sache vor.

„Den Born des Vergessens weiss ich allerdings," sprach die Waldfrau, „und will dir, du armer Knab, einen Trunk aus seinen

Wassern nicht vorenthalten, aber umsonst ist nur der Tod — willst du einen Becher des köstlichen Getränkes haben, so musst du mir zuvor drei Arbeiten verrichten. Willst du das?“

„Wenn ich kann.“

„Ich verlange nichts Unmögliches von dir. Du sollst mir zunächst den Wald hinter meinem Haus umhauen. Das ist die erste Arbeit.“

Dazu verstand sich der Bursch. Die Waldfrau gab ihm eine Holzaxt und führte ihn an Ort und Stelle. Heinz reckte sich und schwang die Axt, und bei jedem Schlag, den er führte, bildete er sich ein, er schlage auf seinen Nebenbuhler los, und die Bäume sanken krachend unter seinen wuchtigen Streichen, und das Krachen that ihm wohl. So kam der Abend heran, und Heinz sah sich nach Atzung um, denn ihn hungerte gewaltig. Er brauchte auch nicht lange zu warten, denn vom Haus der Waldfrau kam eine Weibsperson, die stellte einen Korb mit

Speis und Trank neben den ermüdeten Holzfäller.

Wie Heinz seine Augen aufhob, sah er vor sich eine wunderliebliche Gestalt, umflossen von gelbem Haar, darauf die letzten Strahlen der untergehenden Sonne flinkerten. Das war die Tochter der Waldfrau. Sie blickte den jungen, finsteren Gesellen mit sanften Augen an und blieb eine Weile vor ihm stehen. Als er aber nichts redete, ging sie wieder von dannen. Heinz ass und trank. Dann trug er sich eine Streu von Tannenzweigen und Waldmoos zusammen, legte sich nieder und schlief einen traumlosen Schlaf. Aber als er am Morgen erwachte, war auch sein Leid wieder wach geworden.

Da griff er zur Holzaxt und hieb auf die Stämme los, dass der Wald von seinen kräftigen Schlägen eine Stunde in der Runde wiederhallte. Und als am Abend das schöne Mädchen mit dem Essen kam, sah Heinz nicht mehr so finster drein wie Tags zuvor, und weil er fühlte, dass etwas gesprochen werden müsse, so sagte er: „Schönes Wetter

heute." Darauf antwortete das Mädchen: „Ja, sehr schönes Wetter," und dann nickte sie und machte sich auf den Heimweg.

So verstrichen sieben Tage, einer wie der andre und am siebenten Tag war der letzte Baum umgehauen. Die Waldfrau kam, belobte den fleissigen Heinz und sprach: „Nun kommt die zweite Arbeit."

Da musste Heinz die Baumwurzeln ausroden, das Erdreich umgraben und Frucht und Saamen säen. Dazu brauchte er sieben Wochen. Jeden Abend aber nach vollbrachtem Tagewerk brachte ihm die Tochter der Waldfrau das Essen und sass neben ihm auf einem Baumstamm und hörte zu, was Heinz erzählte von der Welt draussen, und wenn er fertig war, reichte sie ihm die weisse Hand und sprach: „Gute Nacht, lieber Heinz." Dann ging sie in ihre Behausung, Heinz aber suchte seine Lagerstatt auf und schlief alsbald ein.

Wie die sieben Wochen herum waren, kam die Waldfrau, sah das Werk, belobte den fleissigen Gesellen und sprach: „Nun

kommt die dritte Arbeit. Jetzt sollst du mir aus dem gefällten Holz ein Haus bauen mit sieben Gemächern, und wenn du auch das vollbracht hast, dann erhältst du einen Becher mit dem Wasser des Vergessens und kannst gehen, wohin du willst."

Da ward Heinz ein Baumeister und baute mit Axt und Säge ein stattliches Haus. Die Arbeit ging zwar nur langsam von statten, dieweil Heinz ohne Gesellen schaffte, aber das war ihm gar nicht unlieb, denn es gefiel ihm im grünen Forst, und am liebsten wäre er immer bei der Waldfrau geblieben. An sein voriges Leid dachte er wohl noch zuweilen, aber nur wie einer, der einen bösen Traum gehabt hat und sich am Morgen freut, dass er aufgewacht ist. Jeden Abend kam die Tochter der Waldfrau heraus zu ihm, und dann sangen sie zusammen bald lustige Waidmannslieder, bald Lieder von Scheiden, Meiden und Wiedersehen.

So verstrichen sieben Monate. Da war das Haus fertig von der Thürschwelle bis zum Giebel. Auf den Giebel hatte Heinz

einen jungen Tannenbaum gesteckt, und das Mädchen hatte Kränze aus Tannenreis und rothen Vogelbeeren gebunden und die Wände damit geschmückt.

Die alte Waldfrau kam an ihrer Krücke, den Kater auf der Schulter, um das fertige Werk in Augenschein zu nehmen. Sie sah sehr feierlich aus, und in der Hand trug sie einen aus Holz geschnitzten Becher, darin war das Wasser des Vergessens.

„Du hast die drei Arbeiten, die ich dir auferlegt, vollbracht," sprach sie, „und nun kommt der Lohn. Nimm diesen Becher, und wenn du ihn bis zum letzten Tropfen geleert hast, so ist die Vergangenheit aus deinem Gedächtniss ausgelöscht."

Der Waidmann streckte zögernd die Hand nach dem Becher aus.

„Trink," sprach die Waldfrau, „und vergiss „Alles?"

„Alles?

„Ja Alles, dein Leid von ehedem, mich und" — — —

„Und mich auch," sagte das schöne

Mädchen und hielt die Hand vor die Augen um die quellenden Thränen aufzuhalten.

Da fasste der junge Gesell den Becher und schleuderte ihn mit kräftiger Hand auf den Boden, dass der Trank in vielen blitzenden Tropfen auf das Gras niederregnete und rief: „Mutter, ich bleibe bei Euch!"

Und ehe er wusste, wie ihm geschah, lag das Mädchen an seiner Brust und schluchzte vor Seligkeit. Und durch die Bäume ging ein Wehen, und die gelben Saaten ringsumher neigten sich im Wind, die Vögel sangen im Geäst, und der graue Kater der Waldfrau ging schnurrend um das glückliche Paar im Kreis herum.

Nun könnte ich noch ohne grosse Mühe die alte Waldfrau in eine schöne Fee, ihre Tochter in eine Prinzessin und das neuerbaute Haus in ein schimmerndes Königsschloss verwandeln, aber bleiben wir lieber der Wahrheit getreu und lassen wir Alles beim Alten.

Etwas Wunderbares geschah aber doch. Wo ein Tropfen von dem Wasser des Ver-

gessens auf den Boden gefallen war, da entstieg dem Grund eine kleine Blume mit himmelblauen Aeuglein. Die Blume hat sich später über das ganze Land verbreitet, und wer nicht weiss, wie sie heisst, für den ist diese Geschichte nicht geschrieben.





WARUM DIE GROSSMUTTER NICHT SCHREIBEN KANN.

Sonntagsstille lag auf Flur und Wald, und die an der Berghalde zerstreuten Hütten waren wie ausgestorben. Hier und da lag vor einer Thür ein schläfriger Hund, der nur dann seine Mittagsruhe unterbrach, wenn ihm eine summende Fliege allzusehr zusetzte. Dann that der Gepeinigte einen Schnapp nach der Friedenstörerin, um im nächsten Augenblick die müden Lider wieder zu schliessen.

Aus dem Dorf klang lustiges Gefiedel und das tiefe Brummen der Bassgeige; dazwischen ward das Geräusch fallender Kegel vernehmbar und der Ruf des Kegeljungen,

zuweilen auch der Jauchzer eines übermüthigen Burschen oder das Kreischen einer geängstigten Dirne.

Glühender Sonnenbrand allenthalben. Vor dem letzten der kleinen Häuser, die wie verloren am Saum des Waldes lagen, sass ein krausköpfiger Knabe auf der Steinbank und malte auf die Schiefertafel, die er auf den Knieen hielt, buckelige Buchstaben. Zuweilen blickte er sehnsüchtig nach dem fernen Dorfanger hinüber, auf welchem sich seine Spielkameraden, anzuschauen wie kleine, bunte Punkte herumtummelten. Dann that er wohl einen Seufzer und hielt eine Zeit lang den Schieferstift müssig in der Hand, bis ihn das Pflichtgefühl mahnte die verhasste Arbeit wieder aufzunehmen.

Jetzt trat eine alte Frau aus dem Haus. Das war die Grossmutter des Knaben. Sie beugte sich über seine Schulter und blickte mitleidig auf das Gekritzel des Schreibenden.

„Du armer Bub," murmelte sie und strich mit ihrer knöchernen Hand dem Enkel über

die Haare. „Sogar heut am Tag des Herrn lassen sie ihm keine Ruhe.“

Der Geliebkoste machte ein Jammermaul und schaute mit einem kläglichen Blick zu der Grossmutter empor.

„Was man heutzutage alles von den Kindern verlangt!“ sprach die Alte wieder und setzte sich neben den Knaben auf die Steinbank. „Ich kann weder lesen noch schreiben und bin doch mit Ehren durch das Leben gekommen und habe wohlgerathene Kinder und Kindeskinder. Wozu soll uns Bauersleuten das Gezeug.“

Das klang dem Jungen wie Gesang von Engelslippen. „Ihr könnt nicht schreiben, Grossmutter?“ fragte er.

„Nein,“ sagte die alte Frau mit Würde und richtete sich gerade auf. Und dann trat eine tiefe Stille ein.

„Hat's damals, wie Ihr klein waret, noch keine Schulmeister gegeben?“ fragte nach einer Weile der wissbegierige Enkel.

„Ei freilich, erwiderte die Grossmutter. „Einen Schulmeister hatten wir, und was

für einen! Die zehn Gebote und was man sonst noch braucht, bläute er den Kindern ein, dass der Pfarrer, wenn er katechisirte, seine helle Freude hatte, aber sonst liess er fünf grade sein. O das war ein Mann, wie es heutzutage keinen mehr giebt. Dass ich aber nicht schreiben gelernt habe, das hat noch einen besonderen Grund und ist eine sehr merkwürdige Geschichte."

Der Junge sperrte den Mund auf und sah erwartungsvoll auf die Grossmutter, die also zu erzählen begann:

„Dass ich nicht schreiben kann, das verdanke ich meiner Mutter, Gott hab' sie selig, die hat's auch nicht gekonnt, und ist dadurch einmal aus grosser Gefahr gerettet worden.

Wie meine Mutter geheirathet hat, da ist es ihr und ihrem Mann recht kümmerlich gegangen. Sie haben von früh bis in die Nacht hinein schaffen müssen und kaum ihr tägliches Brot verdient. Eines Tages ist meine Mutter in's Holz gegangen und hat Streu für die Ziege holen wollen. Und da ist ihr denn ihr Elend so recht schwer auf's

Herz gefallen, und sie hat sich auf den Boden nieder gesetzt und geweint, dass es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müssen.

Plötzlich steht ein stattlicher Herr vor ihr, der war angezogen wie ein Jäger und auf dem Hut hat er eine Hahnenfeder gehabt. Der hat meine Mutter gefragt, warum sie denn gar so erbärmlich thut, und wie sie ihm ihre Noth klagt, so lacht er und spricht: ‚Dir soll geholfen werden; ich will dich reich machen, dass du dein Lebtag genug hast.‘ Darauf zieht er ein kleines, rothes Buch aus der Tasche und reicht es meiner Mutter, und auch einen Stift hat er ihr gegeben und hat gesagt: ‚Da schreib' dich hinein; es stehen schon viele drinnen, denen ich geholfen habe.‘

Da hat meine Mutter hocherfreut schnell Buch und Stift ergriffen um des fremden Herrn Begehren zu erfüllen. Weil sie aber des Schreibens nicht kundig war, hat sie ein Kreuz gemacht.

Und da ist auf einmal das Buch in ihrer

Hand glühheiss geworden, dass sie es mit einem Schrei von sich geworfen hat, und dann ist es zu Asche vergangen. Wie sie aufschaut, ist der fremde Mann verschwunden, und die ganze Luft hat abscheulich nach Schwefel gerochen. Da ist es meiner Mutter eiskalt den Rücken hinunter gelaufen, und es ist ihr klar geworden, dass der fremde Herr kein andrer war als der Gottseibeiuns. Hals über Kopf ist sie heim gelaufen, und es hat lange Zeit gebraucht, bis sie wieder zu sich gekommen ist.

Dass sie nicht schreiben gekonnt und in das Teufelsbuch ein Kreuz gemalt, das hat ihre Seele von ewiger Verdammniss gerettet, und darum hat sie auch streng darauf gehalten, dass keins ihrer Kinder schreiben gelernt hat. Und wenn's nach mir ginge, so dürftest du's auch nicht, aber es geht jetzt anders her wie in der guten, alten Zeit.“

So sprach die Grossmutter und schickte der guten, alten Zeit einen Seufzer nach, und der Enkel seufzte mit. Es dämmerte

in ihm der Gedanke auf, dass er ein Jahrhundert zu spät geboren sei, und er hätte am liebsten seine Schiefertafel an einem Feldstein zerschlagen. Aber der Herr Schulmeister hatte seine Eigenheiten, und im Gemeindewald wuchsen Haselstauden die schwere Menge.





DER KOBOLD IM KELLER.

DEM Lauf eines gewundenen Flusses folgend zog sich durch grünes Geländ eine viel befahrene Strasse. Meilen lang wand sie sich durch Wiesen und Felder und liess Dörfer und Städte hinter sich, bis sich eine blaugrüne Mauer vor ihr aufzubauen schien, die sich in der Nähe als eine stattliche Bergkette erwies. Eine Zeit lang versuchte die Strasse bald nach rechts, bald nach links abbiegend durch die ineinander geschobenen Berge vorzudringen, bis sie des zeitraubenden Zickzacks müde gradeswegs den steilen Abhang einer mit Tannen bestandenen Höhe hinaufkletterte Hier stand auf einem Felsenkegel vor Alters

ein festes Schloss, der Schrecken der Kärrner und Kaufleute, welche des Weges kamen. Aber das Raubnest wurde gebrochen, und ein kluger Mann baute aus den Steinen der zerstörten Burg ein stattliches Haus mit Ställen und Schuppen, Küche, Keller und Zechstube. Es führte im Schild einen weissen Schwan und war bekannt als das beste Wirthshaus weit und breit.

Wenn sich die zweiräderigen Karren dem Schwan näherten, erhoben die Spitzhunde, die droben auf den ausgespannten Leintüchern standen, ein Freudengebell, die Fuhrleute klatschten wohlgemuth mit den Peitschen, und die schweren Gäule schüttelten die Köpfe, dass die Metallscheiben der Halfter klingend aneinander schlugen. Im Schwan wurde Rast gehalten; das wussten die Pferde und die Hunde so gut wie ihre Herren. Menschen und Thiere mussten sich stärken für den bösen Weg über den Berg, und für Stärkung war ausgiebig gesorgt. Goldener Hafer füllte die Krippen, goldener Wein die Krüge und Becher, und die dampfenden

Schüsseln, die aus der Küche hervorgingen, enthielten etwas besseres als Wassersuppe und Haferschleim.

Damals, wo sich das zutrug, was wir erzählen wollen, führte eine Wittib mit ihrer Tochter und mehreren Knechten und Mägden die Wirthschaft, und im Hauswesen war fröhliches Gedeihen.

Der Wirthin Tochter, Jungfer Martha, war wie jedes echte und gerechte Wirthstöchterlein hübsch und frisch wie ein junger Salatkopf, fleissig wie eine Aemse und flink wie eine Eidechse. Dazu hatte sie ein gewandtes Zünglein im Mund, und wenn einmal ein paar Gäste, denen der Wein zu Kopf gestiegen war, miteinander in Streit geriethen, so stellte des Mägdleins gütiges Zureden den Frieden schneller her, als es die handfesten Knechte des Hauses vermochten. Jungfer Martha war achtzehn Jahre alt, und bereits begann die Wirthin sich nach einem passenden Eidam umzusehen. Da geschah etwas ganz besonderes.

Im Wirthshaus zum weissen Schwan fand

sich plötzlich ein Gast ein, ein recht ungebetener Gast. Das war ein sogenannter Hauskobold, ein Erdmännlein, wie sie in den Klüften und Spalten der Berge hausen. Woher der Wicht gekommen, das wusste niemand, aber da war er, das merkten bald alle Hausbewohner.

Er beunruhigte die Kühe im Stall, ritt nächtlicher Weile auf den Pferden und that den Menschen allerhand Schabernack an. Die Mägde raufte er bei den Haaren, oder er zog ihnen beim Melken den Stuhl fort, sodass die Dirne sammt dem Milchkübel auf den Boden rollte. In der Küche rumorte er mit Kesseln und Pfannen, und im Hausgarten schüttelte er die unreifen Zwetschen von den Bäumen. Ein Knecht nach dem andern, eine Magd um die andre kündigte der Wirthin den Dienst, und schliesslich bekam sie nur noch Dienstboten um doppelten Lohn, und das war zumeist verlaufenes Volk, das sonst nirgendwo unterkommen konnte.

Und der Kobold wurde von Tag zu Tag frecher. Anfangs hatte er seine Schelmen-

streiche unsichtbar ausgeführt, jetzt aber guckte er am hellen, lichten Tag aus den Ecken und Winkeln hervor und schreckte die Leute durch abscheuliche Fratzen. Er war anzuschauen als ein drei Spannen hohes Männlein und war mit einem grauen, zerschlissenen Kittel angethan.

Die Schwanenwirthin war tief betrübt über den Spuk, denn das blühende Hauswesen ging mälig zurück. Als aber der Wicht gar in den Keller gerieth und den Fässern zusprach dergestalt, dass sie von Tag zu Tag hohler klangen, da raffte sich die Frau zusammen und beschloss den unheimlichen Gast um jeden Preis aus dem Haus zu schaffen.

Im nächsten Dorf lag eine Mühle, und es ging die Rede bei den Leuten, dass daselbst ein Kobold in gleicher Weise gehaust habe, bis er durch den Müller zum Auszug gezwungen worden sei. Dorthin begab sich die Schwanenwirthin und klagte dem Müller ihr Leid.

„Ei,“ sagte dieser, als er vernommen

hatte, um was es sich handle, „dem Uebel ist leicht abzuhelfen." Dann erzählte er, wie er des Kobolds ledig geworden sei.

Auf den Rath einer weisen Frau hatte er dem Erdmann einen neuen Anzug fertigen lassen und selbigen an einen Ort hingelegt, wo ihn der Wicht finden musste. Das Männlein, als es der neuen Kleider ansichtig geworden war, hatte sie unverweilt angezogen und mit trauriger Stimme gesprochen:

„Nun hab' ich den Lohn,
Muss auf und davon."

Und von dieser Zeit an war der Kobold verschwunden und hatte sich nicht mehr blicken lassen.

So erzählte der Müller, und die Schwanenwirthin ging dankend nach Hause.

Sofort liess sie dem Kobold ein feines, blaues Wams, schwarze Kniehöslein und einen scharlachenen Brustlatz machen, dazu ein Paar Schuhe mit blanken Schnallen und trug den Staat dem Erdmann in den Keller, wo jetzt sein Lieblingsaufenthalt war. Dann

stellte sie sich vor die Thür und blinzelte durch das Schlüsselloch.

Es dauerte auch nicht lange, so huschte der Kleine wie eine Ratte aus einem Winkel hervor und betrachtete die Gaben. Er faltete die Kleider auseinander und hielt sie prüfend gegen das Licht, das zur Kellerspalte herein fiel. Dann aber warf er sie auf den Boden und gröhlte:

„Ei wie nett, ei wie fein!
Lieber ist mir doch der Wein.
Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein —
Alles muss gesoffen sein!"

Die Wirthin erschrack, als sie das hörte. Das Mittel, das ihr der Müller an die Hand gegeben hatte, war also wirkungslos geblieben. Traurig ging sie in ihre Kammer und sann nach, wie sie den Kobold los werden könne.

Da trat ihr Töchterlein zu ihr und gab ihr einen klugen Rath. „Lasst einen Geistlichen holen," sprach sie. „Der Kaplan vom Kirchdorf ist ein starker Glaubensmann und fürchtet sich nicht vor dem Gottseibeiuns.

Der wird auch sicherlich mit dem Erdgeist fertig. Lasst ihn holen, Mutter.“

Und die Wirthin belobte ihr kluges Kind und packte alsbald in einen Tragkorb einen schweren Schinken und ein Säcklein mit Hutzeln und Aepfelschnitzen. Ganz oben auf den Korb aber ward eine gefesselte Gans gesetzt. Gefolgt von einer Magd, welche die Gastgeschenke trug, suchte die Wirthin den Gottesmann auf und bat ihn sie von dem Hauskobold zu befreien.

„Das ist keine Kleinigkeit,“ sagte der geistliche Herr und musterte die Gaben. „Aber seid getrost, Frau; ich werde ihn bannen, den bösen Geist. Geht ruhig nach Hause. Morgen komme ich zu Euch, dann will ich ein Wörtlein mit dem Kobold sprechen. — Habt Ihr noch von dem guten Malvasier, von dem Ihr Euch im vorigen Jahr ein Fässlein eingelegt habt?“

„Ja Herr,“ erwiderte die Frau, „das Fässlein mit Malvasier ist noch vorhanden, aber der üble Kellergast macht es von Tag zu Tag leichter.

„*Periculum in mora,*“ sprach der Priester. „Es wird am besten sein, ich gehe gleich mit Euch.“

Und gesagt, gethan. Er steckte ein Buch und ein Kreuz zu sich und folgte der Wirthin.

Der Kaplan war wirklich ein muthiger Gottesstreiter. Mit dem Kreuz in der Rechten und dem Buch in der Linken betrat er den Keller, den der Kobold bewohnte. Die zitternde Hausfrau leuchtete mit einer Laterne.

Jetzt hob die Beschwörung an, und der Wirthin gruselte es beim Anhören der lateinischen Worte, die sie nicht verstand. Da erscholl es auf einmal aus dem dunklen Kellergrund:

„Pfäfflein, willst mich bannen?
Schnickschnack!
Pfäfflein, zeuch von dannen.
Schnickschnack!
Pfäfflein, lass das Beten sein,
Stiehlst der Kirche Opferwein.“

Der Kaplan verstummte jählings; so etwas war ihm vermuthlich noch nie vorgekommen. Aber er liess sich nicht so leicht in's Bockshorn jagen. Mit erhobener Stimme setzte

er die unterbrochene Beschwörung fort. Da rief es abermals aus dem Hintergrund:

„Pfäfflein, willst mich bannen?
Schnickschnack!
Pfäfflein, zeuch von dannen.
Schnickschnack!
Pfäfflein, lass das Beten sein;
Würfelst mit dem Schelmenbein."

Dem Kaplan versagte die Stimme, er fing an zu stammeln und liess das Buch zur Erde fallen. Aber er fasste noch einmal Muth und donnerte gegen den frechen Kobold Worte der Verwünschung. Da rief dieser zum drittenmal:

„Pfäfflein, willst mich bannen?
Schnickschnack!
Pfäfflein, zeuch von dannen.
Schnickschnack!
Pfäfflein, lass das Beten sein;
Geh zu deiner Katherein,
Sitzt bei ihrer Spulen,
Denkt an ihren Buhlen."

Jetzt hatte der Kaplan genug. Er klappte sein Buch zu und schlich aus dem Keller.

„Der ist schlimmer als Beelzebub selber," sprach er draussen zur Schwanenwirthin, die den Beschwörer mit sonderbaren Blicken

mass. „Ihr glaubt hoffentlich nicht, was der Lügengeist gesprochen?“ — Nächsten Sonntag will ich wieder kommen und eine geweihte Wachskerze mitbringen. — Gehabt Euch indessen wohl.“ Und mit diesen Worten ging er eilig seines Weges, ist aber nicht wiedergekommen.

Nun war im Haus tiefe Betrübniss und grosse Niedergeschlagenheit. Die Wirthschaft ging den Krebsgang, und es war auch keine Aussicht auf Besserung.

„Ich muss verkaufen,“ sprach die Wirthin seufzend zu ihrer Tochter, „muss schauen anderswo eine Schenke zu kaufen, denn hier gehe ich zu Grund. Aber es ist doch hart scheiden zu müssen von einem Anwesen, auf dem ich lange Jahre im Glück gelebt.“ Und dann weinten sich die beiden Frauen recht aus.

Am andern Morgen bestellte die Wirthin das Haus und hiess den Knecht anspannen. Sie wollte über Land fahren und sich nach einem Wirthshaus umthun. Jungfer Martha, die in der Abwesenheit der Wirthin als

Hausfrau schalten sollte und den schweren Schlüsselbund bereits an der Gürteltasche trug, küsste die Mutter zum Abschied, dann rollte das Wägelein landeinwärts.

Mehrere Tage fuhr die Schwanenwirthin von Dorf zu Dorf und hielt Nachfrage. Endlich fand sie, was sie suchte, und den Kopf voll von Zukunftsplänen machte sie sich wieder auf die Heimfahrt. Als sie sich dem Schwanenwirthshaus näherte, stieg sie aus und befahl dem Knecht langsam hinter ihr drein zu fahren. Sie wollte ihre Leute daheim überraschen und das wäre zu Wagen nicht gegangen. Sie hatte eine Ahnung, dass zu Haus nicht alles in Ordnung sei, und als sie einen Seitenpfad benützend unbemerkt bis an das Wirthshaus gekommen war, fand sie, dass ihre Ahnung sie nicht betrogen hatte.

Unter dem weissen Schwan in der Thür der Schenke lehnte Martha und schaute mit leuchtenden Augen auf einen jungen Gesellen, der am Steintisch sass, vor sich Krug und Becher stehen hatte und die Zither schlug.

Vorsichtig schlich die Wirthin näher, und verborgen hinter einer Haselstaude musterte sie den Gast. Es war ein hübscher Bursche mit frischem, sonnengebräunten Gesicht und fröhlichen Augen. Seine Kleidung war vom Wandern arg mitgenommen, und auf dem braunen Kraushaar sass ihm ein verdrückter Hut, von dem eine verblichene Feder nickte. Jetzt that der Gesell seinen rothen Mund auf, warf der Schönen unter der Thür einen Schelmenblick zu und sang zur Zither:

„O weisser Schwan, o weisser Schwan,
Dich lob' ich früh und späte.
Du ziehst die durst'gen Brüder an
Wie Eisen ein Magnete.
Doch Eines quält mich für und für
Mit ungefügem Leide;
Das ist an deiner Kammerthür
Die Zeichenschrift der Kreide.

* * *

Zuvörderst muss ich Namen seh'n
Von durstgequälten Mannen.
Die Strichlein, so dahinter steh'n,
Sind unbezahlte Kannen.
Mein Nam' ist leider auch dabei
Und mehrfach angestrichen,
Hat in die wüste Kumpanei
Sich schnöde eingeschlichen.

* * *

Wirthstöchterlein, ach wüsstest du,
Wie schwer mein Herze leidet!
Erst hast du mir geraubt die Ruh'
Und dann mich angekreidet.
Zur Strafe schreib' ich dich dafür,
Du liebe Augenweide,
An meines Herzens Kammerthür,
Und zwar mit Doppelkreide."

So sang der Gesell, und Martha beugte sich nieder und schenkte ihm den Becher voll, und die Wirthin erkannte aus der Farbe des Weins, dass es der beste war, den sie im Keller hatte. Der Gast aber achtete kaum auf den Wein, vielmehr hing sein Auge an der, die ihn kredenzte, sachte legte er seinen Arm um ihre Mitte, und das Töchterlein hielt stille und lachte, dass ihre weissen Mauszähne zum Vorschein kamen.

Da stand plötzlich vor dem Paar die Schwanenwirthin, als wäre sie aus dem Boden gewachsen. Sie hatte die Arme in die Seiten gestemmt und blickte streng auf die Tochter und den fremden Gesellen. Erstere steckte in ihrer Verlegenheit den Finger in den Mund, der Gast aber zog höflich seinen Hut und schaute der Wirthin

mit so fröhlichen Augen in's Gesicht, dass sich das heraufziehende Gewitter wie vor sieghaftem Sonnenblick zurückzog.

„Das ist mir eine saubere Wirthschaft!" sprach die Hausfrau. „Wer seid Ihr und was sucht Ihr in meinem Haus?"

Statt der Antwort griff der Gesell in sein Saitenspiel und sang:

„Wo ich her komm', sag' ich nicht,
Wo ich hin zieh', frag' ich nicht.
Sonne wird mir scheinen.
Welt, du bist mein Schenkenhaus!
Wirft mich einst der Tod hinaus,
Wird kein Aeuglein weinen.

* * *

Hab' kein Haus, kein Losament,
Bin ein fahrender Student,
Durstig allerwegen.
Rinnt vom Zapfen Traubenblut,
Sing' ich, in der Hand den Hut,
Gratias und Segen."

* * *

Die Frau hatte dem Sänger ruhig zugehört, und ihr Angesicht hatte sich völlig geglättet. „Lieber Gesell," sprach sie, „Euer Gesang und Lautenspiel ist recht fein, aber mit Gratias und Segen ist einer Wirthin nicht viel gedient. Ihr habt doch wohl den

Spruch gelesen, der drinnen über dem Schenktisch steht? Heute für Geld, morgen umsonst. Und darum —“

„Mutter,“ fiel Martha der Wirthin in die Rede, „scheltet mich, aber kränkt den Gast nicht. Er hat Euch gutes gethan, ohne dass Ihr es wisst. Die scheckige Kuh, die schon seit Wochen siech gewesen, hat seine Kunst soweit gebracht, dass sie bereits wieder Klee frisst, und in ein paar Tagen hofft er sie ganz herzustellen. Darum seid freundlich mit ihm und gönnt ihm Losament und Rast im weissen Schwan.“

Jetzt war die Wirthin ganz besänftigt, und es flog ihr durch den Sinn: Am Ende weiss der Student auch ein Mittel wider den Plagegeist. Darum zog sie andre Saiten auf, sprach freundliche Worte zu dem Fahrenden und bat ihn unter ihrem Dach zu verweilen, bis die Kuh genesen sei.

Das liess sich der Student nicht zweimal sagen, und da er ein schlauer Bursch war, der den Mantel nach dem Wind zu hängen verstand, und da die Kuh wirklich gesund

wurde, so betrachtete ihn bald die Mutter mit eben so günstigen Augen wie die Tochter. Am dritten Tag zog sie ihn zu Rath wegen des Hauskobolds und erzählte, wie bisher alles vergebens gewesen den Unhold zu beschwören und auszutreiben.

Der Student hörte aufmerksam zu, liess sich in den Keller führen und musterte den Raum und die darin liegenden Fässer. Dann rief er mit lauter Stimme: „Incubus, Incubus!"

Alsbald liess sich die Stimme des Kobolds vernehmen:

„Schülerlein, Schülerlein,
Spar' dein Griechisch und Latein.
Hier ist nichts zu holen,
Mach' dich auf die Sohlen,
Stiehl' dem Bau'r ein Schinkentrumm,
Dreh' der Gans den Kragen um!"

„Das ist ein arges Lästermaul," sprach der Student, als er wieder bei der Hausfrau in der Wirthsstube sass. „Das wird ein schweres Stück Arbeit werden, aber fort muss der Wicht, und ich will das Wagestück unternehmen, wenn Ihr mir das zum Lohn gebt, was ich von Euch begehre."

„Was ist das?" frug die Wirthin.

„Euer holdseliges Töchterlein, Jungfer Martha.“

Die Frau wiegte den Kopf. „Ihr verlangt nichts kleines,“ sprach sie. Aber der junge Gesell hatte es ihr angethan, und der Kobold musste um jeden Preis aus dem Haus. Darum sprach sie in Gottes Namen ja. „Befreit mich von dem Plagegeist, und Ihr sollt mein Eidam werden. Hier habt Ihr meine Hand darauf.“

Da ward der Student über die Massen froh und sprang auf und küsste die Schwanenwirthin, dass sie über und über roth wurde. Dann sprach er: „Allein werde ich mit dem Kobold nicht fertig, aber ich habe zwei Kumpane, die sich in der Nachbarschaft bei den Bauern herumtreiben; die will ich herbeiholen. Uns dreien hält der Wicht nicht Stand.“

Und damit keine Zeit verloren gehe, nahm der Bursch Hut und Wanderstab und machte sich unverzüglich auf die Sohlen oder vielmehr auf die Strümpfe, denn die Sohlen waren längst durch gegangen.

Nach drei Tagen kam er zurück und brachte zwei Gesellen mit sich, die waren gar sonderbar anzusehen. Der eine war dick wie eine Tonne und hatte einen Kopf rund und glatt wie ein Kürbis und eine Nase, die funkelte wie edler Granatstein. Der andre war zaundürr und himmellang. Wenn man an ihm hinauf schaute und beim Kragen angelangt meinte, jetzt komme der Kopf, dann kam erst noch eine halbe Elle Hals, der hatte vorn einen Gurgelsack wie der Vogel Pelikan.

Die beiden Frauen brachten den Vaganten reichliche Atzung und einen bauchigen Krug voll Weins. Den aber wiesen sie zum Erstaunen der Wirthin zurück. Ihre Kraft dürfe durch Weingenuss nicht geschmälert sein, erklärten sie. Dafür versorgten sie sich desto reichlicher mit Pökelfleisch und Pickelhäringen.

Als die Sonne zur Rüste ging, begehrten die drei Gesellen in den Keller geführt zu werden. Fast hätte Jungfer Martha den Geliebten nicht mit den Andern gehen lassen.

denn sie fürchtete für sein Leben. Er aber hiess sie guten Muthes sein, nahm aus ihrer zitternden Hand die Leuchte und stieg mit seinen Kumpanen in den finstern Raum hinunter. Die Frauen blieben eine Zeit lang lauschend vor der Thür stehen. Da sie aber keinerlei Geräusch vernahmen, so gingen sie in die oberen Räume zurück, beendeten ihr Tagewerk und legten sich endlich zur Ruhe nieder.

Aber auf der Wirthstochter blaue Aeuglein wollte sich der Schlaf nicht senken; die Angst um ihren Buhlen hielt sie wach. Als die Mutter schlief, erhob sie sich leise von ihrem Lager und schlich mit Herzklopfen zu dem Keller um zu horchen. Verworrene Stimmen und dumpfer Gesang hallte aus dem Kellerraum. Die Beschwörung musste in vollem Gang sein. Sie drückte ihr Ohr an das Schlüsselloch, und da vernahm sie deutlich die Worte:

„Dreimal drei ist neune.
Ihr wisst schon, wie ich's meine
Fidibum!"

Kalter Schauer rieselte der fürwitzigen Dirne beim Anhören dieser Zauberformel über den Leib, bebend wie Espenlaub floh sie in ihr Kämmerlein zurück und vergrub sich in den Kissen.

Die Hähne verkündigten krähend den Morgen. Scharfer Wind kam von den Höhen und zauste die blühenden Bohnenranken im Gärtlein. Die Tauben schlüpften aus dem Schlag, reckten die Flügel und putzten ihr blauweisses Gefieder, und der Hofhund kroch schläferig in seine Hütte. Da erhob sich die Wirthin vom Lager. Sie war allezeit im Haus zuerst auf den Beinen. Sie öffnete die Fensterläden, und dann schritt sie mit dem Schlüsselbund nach dem Hausthor und erschloss es.

Da huschte etwas aus einem Winkel hervor und schlüpfte aus dem Haus hinaus in's Freie, und die Wirthin erkannte im Morgenzwielicht ihren Plagegeist, den Hauskobold. Er trug einen Stecken von Haselholz und ein kleines Bündel. Traurig wandte

er sein erdfarbenes Antlitz nach der Hausschwelle zurück, und betrübt sprach er:

„Alles leer, alles leer!
Muss fort auf Nimmerwiederkehr."

Und als er dies gesprochen, war er verschwunden wie ein Schatten.

Die Wirthin stiess einen Schrei der Freude aus und lief in fliegender Eile nach dem Keller. Da drinnen war alles still wie im Grab.

Heiliger Gott, wenn der Kobold den armen Jungen die Hälse gebrochen hätte!

Sie wagte nicht die Thür zu öffnen; sie klopfte, erst leise, dann stärker — und jetzt regte es sich drinnen. Mit unsicheren Tritten kam's heran, dann öffnete sich die Thür, und der Wirthin zukünftiger Eidam kam zum Vorschein. Er sah sehr angegriffen aus. Die gute Frau schloss ihn in die Arme und drückte und küsste ihn wie einen kleinen Buben. „Hab' tausend Dank, mein herzlieber Sohn," rief sie, „der Kobold ist fort, ich hab' ihn mit eigenen Augen abziehen gesehen."

„Ist er fort?“ fragte der Student erfreut. „Kommt heraus, ihr Klötze, ihr Schlafratzen! Der Zauber ist gelungen.“

Da tauchte aus dem Dunkel zuerst der Dürre auf und dann der Dicke. Beide gähnten und rieben sich die Augen. Die Wirthin rief ihre Tochter herbei und das Gesind und verkündete, dass das Haus von dem Kobold befreit sei. Alsdann reichte sie dem Dicken sowohl wie dem Dürren einen ausgiebigen Zehrpfennig. Die beiden bedankten sich, machten den Abschied kurz und zogen ihre Strasse.

„Und nun kommt deine Entlohnung,“ wandte sie sich zu dem Studenten, winkte ihrem Töchterlein und sprach: „Da habt euch.“ Und es war grosser Jubel im Haus.

Als aber die Wirthin in den Keller ging um dem erschöpften Eidam einen stärkenden Frühtrunk zu holen, da wurde ihr rundes Gesicht lang wie eine Glockenbirne. Der Kobold war freilich fort, aber der Wein war auch fort.

Und um ein Haar hätte sich über dem

Haupt des zukünftigen Tochtermanns ein Donnerwetter entladen, aber in Erwägung des Dienstes, den er ihr erzeigt, hielt die Wirthin an sich, und es kam nicht weiter als zu einem sänftlichen Brummen. „Wenn ich erst seine Schwiegermutter bin," dachte sie, „werd' ich ihm das Pokuliren schon legen. Die beiden andern Landstreicher aber dürfen mir nie wieder über die Schwelle."

Und sie hielt Wort. Der ehemalige Vagant wurde ein musterhafter Tochtermann, der nur soviel trank, als ihm seine Schwieger zumass. Später, als letztere selig entschlafen und er selbst Schwanenwirth geworden war, hat er wohl hin und wieder ein Glas über den Durst getrunken, aber das verzeiht man einem geplagten Wirth gern.





SANKT HUBERTI WUNDER.

Am Fusse einer steilen, von Tannen gekrönten Felswand waren Zelttücher von Baum zu Baum gespannt, und frohgemuthe Jäger lagen auf dem Moos beim reichlichen Mahl. Hurtig liefen die Knechte von einem zum andern und füllten die Becher mit kühlem Firnewein, und die Herren zechten wie ermattete Waidgesellen zu thun pflegen.

Auf Tannenreisig gestreckt lag das erlegte Wild. Die fleckigen Bracken zerrten an ihren Leinen und wandten die Nasen nach der Stelle, wo über prasselndem Feuer ein geschwärzter Kessel hing, aus welchem kräftiger Fleischdunst emporstieg. Dienende Jäger und Treiber schürten die Gluth, und

was in dem Kessel brodelte, war ihr Jägerrecht.

Bei einem solchen Mahl geht es allezeit laut und lustig zu, und das war auch hier der Fall. Die Herren wie die Diener erzählten sich Schwänke und unglaubliche Jagdabenteuer, und fröhliches Gelächter stieg auf zu den Wipfeln der Tannen.

Da klang eine Glocke durch den Forst, und das Lachen verstummte. Herren und Knechte entblössten das Haupt und ehrten als brave Jägersleute den Herrn der Wälder. Dann wandten sie sich, gestärkt durch das Gebet, wieder zu Speis und Trank.

Da sprach der Jagdherr: „Wisst Ihr, lieben Freunde und Gäste, dass es einer meiner Ahnen war, der die Kapelle erbaut hat, von welcher soeben die Glocke erklang? — Es ist damit eine seltsame Geschichte verknüpft, die ich Euch zum Besten geben will, dafern Ihr sie hören wollt.“

„Erzählt, erzählt!“ riefen die Jäger, und der Graf hub an:

„Zuvörderst erhebt Eure Augen und

schaut empor zu der Wand, die über uns hängt. Der Fels heisst, wie die meisten von Euch wissen der Grafenstein. Warum er so heisst, das sollt Ihr jetzt erfahren.

Mein Ahnherr, der die Kapelle gestiftet hat, war in seinen jungen Jahren ein Teufelskerl, und was langes Haar trug und dazu ein junges, frisches Gesicht hatte, war vor ihm nicht sicher.“

Hier flog ein Lächeln über die Gesichter der Zuhörer, und einer murmelte etwas von vererbter Ahnentugend. Aber der Erzähler achtete nicht darauf und fuhr fort:

„Er streifte häufig zu Ross im Land umher und fahndete auf runde Wangen und rothe Mündlein, und sein Herrenrecht liess er sich selten abkaufen. Einstmals kehrte er liebegesättigt nach seinem Schloss zurück. Der Tag war heiss, und unversehens übermannte ihn der Schlaf. Der Zügel entglitt seiner Hand, und das Ross trabte ohne Führung mit dem Reiter fort. So gelangte die Mähre bis an den Rand dieser Felswand. Wohl fuhr mein Ahn aus seinem Schlum-

mer, aber erst dann, als es bereits in die grausige Tiefe hinunter ging.

Da in der Todesnoth rief er zu der heiligen Jungfrau. Sein Stossgebet wurde erhört, und sänftlich, wie ein welkes Blatt, das vom Baum gleitet, langte er auf dem sicheren Boden an.

Von der Zeit an ging mein Ahnherr in sich und stiftete zum Gedenken seiner wunderbaren Rettung die Waldkapelle."

So erzählte der Graf und reichte den Becher zu frischer Füllung einem Jäger.

Das war ein alter Waldhüter, der seinem Herrn sehr zugethan war und diesem mehr galt als die andern Diener. Darum durfte er es auch wagen sich in das Gespräch zu mischen, wie er jetzt that.

„Herr," sprach er, „die Geschichte klingt wundersam, aber mir ist in jungen Jahren ähnliches zugestossen."

„Heraus damit!" rief der Graf leutselig, und die andern Herren blickten gespannt auf den Mund des alten Jägers, der also begann:

„Ich war ein Bursch von zwanzig Jahren und stand in Diensten bei Eurem hochseligen Herrn Vater, der damals drüben über dem Wald im alten Schloss hauste. Er war wie Ihr ein eifriger Waidmann, und mir hat er viel Gutes erwiesen.“

„Trinkt einmal,“ sprach der Graf gnädig und reichte dem Alten seinen Becher.

Der Waldhüter trank gehorsam und fuhr fort:

„Eines Tages ritt ich mit meinem Herrn auf die Sauhatz. Die Hunde trieben ein Hauptschwein auf, und hussah, hussah! — ging's den läutenden Rüden nach. Aber Eurem Vater that's keiner gleich im Sattel wie in anderen Dingen. Ich blieb bald weit hinter ihm zurück und verlor ihn schliesslich ganz aus dem Gesicht. Dazu war ich noch fremd in der Gegend und kannte den Wald noch gar wenig. Also auf gut Glück weiter, dem Laut der Hunde nach. Da plötzlich, wie mein Hengst in rasendem Lauf durch das Holz rennt, wird der Wald vor mir licht, und — Schauder fasst mich noch

heute, wenn ich daran denke, wiewohl ein halbes Jahrhundert seitdem vergangen ist — nein mehr noch — jetzt bin ich vierundsiebzig Jahre alt und damals —“

„Weiter, weiter!“ drängten die Zuhörenden.

„Plötzlich, sage ich, sehe ich vor meines Rosses Füssen eine gähnende Schlucht, kirchthurmtief. Ich will das Pferd herumreissen, aber es gelingt mir nicht mehr; schon schwebt es mit dem halben Leib über dem gähnenden Abgrund. — ‚Sankt Hubertus hilf!‘ schrie ich, ‚ich gelobe dir eine Wachskerze dick wie mein Arm!‘ und dann schliesse ich die Augen.“

Der Alte schwieg, als ob die Erinnerung an den grausigen Augenblick seine Zunge gelähmt hätte.

„So erzähle doch weiter!“ riefen die Ungeduldigen.

„Da,“ fuhr der Jäger fort, „geschah ein grosses Wunder. Sankt Hubertus hörte mein Gebet und machte, dass an der ganzen Geschichte kein wahres Wort war.“

Dröhnendes Gelächter scholl von den

bärtigen Lippen der Jagdgenossen, und das Gebell der Hunde mischte sich in den Jubel der Herren. Als sich der Sturm gelegt hatte, frug der Graf:

„Und wie hast du's mit der Kerze gehalten, die du deinem Schutzpatron gelobt hast, alter Sünder?“

„Herr,“ erwiderte der Waldhüter, „ich bin mein Lebtag eine arme Haut gewesen; woher hätte ich die Kerze nehmen sollen? Unsereiner ist froh, wenn er sein Stück Brot hat und manchmal einen Trunk dazu. Freilich lastet es schwer auf meinem Gewissen, dass ich dem Heiligen bis heut meine Schuld nicht abzahlen konnte. Vielleicht geben mir die Herren eine kleine Beisteuer, damit Sankt Hubertus zu seiner Kerze kommt.“

Da lachten die Herren wiederum. Jeder zog seinen Beutel, und in den alten Hut des Jägers fiel ein Regen von Silberstücken.

Ob aber Sankt Hubertus seine Kerze bekommen hat, das wird er am besten selber wissen.





THEODELINDE UND DER WASSERMANN.



M Waldrand, wo die Blumen stehen, die tiefer im Schatten nicht gedeihen, wo die braune Waldmaus wohnt und die grüne Eidechse, wo der Zaunkönig durch die Büsche schlüpft und Käfer in goldenem Panzer sich um die wilden Rosen tummeln, dort standen als vorgeschobene Posten zwei uralte Fichten, die aus einer Wurzel empor gewachsen schienen. Am Fuss der Zwillingsbäume war eine Bank aus Steinen und Moos hergerichtet, und auf der Bank sass eine Dame, die sich von der Mehrzahl ihrer Schwestern dadurch unterschied, dass ihre Gestalt da Vertiefungen

zeigte, wo man sonst Erhöhungen zu finden gewohnt ist. Sie trug ein himmelblaues Gewand und einen breitrandigen Strohhut, der ein gelbliches, von zwei semmelfarbenen Locken umrahmtes Antlitz beschattete. In der Rechten hielt sie einen zierlichen Stift, in der Linken ein kleines, rothes Buch, auf dessen Decke mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Theodelindens Geistesblüthen."

Theodelinde war Dichterin, und ihre jüngste Geistesblüthe lautete also:

Im Wald im kühlen Moose
Stand eine schöne Rose.
Da kam des Wegs ein Knab
Und brach das Röslein ab.

* * *

Das Röslein hat gesprochen:
Oweh, ich bin gebrochen!
Jedoch an deiner Brust
Ist sterben eine Lust.

Die Verse waren niedergeschrieben, und der Dichterin wasserblaue Augen blickten sehnend in die Ferne, aber der Knabe, den sie meinte, wollte nicht kommen; der Knabe sass zur selben Stunde mit ein paar lustigen

Zechbrüdern in der Waldschenke zum weissen Hirschen und dachte nicht daran das Röslein zu brechen.

Theodelinde seufzte und pflückte eine der Sternblumen, die vor ihr im Gras standen. „Er liebt mich,“ murmelte sie, während ihre spitzigen Finger die weissen Blättlein auszupften, „er liebt mich von Herzen — mit Schmerzen — über alle Massen — ganz rasend — ein wenig — gar nicht.“ — Oweh du arme Theodelinde!

„Das ist ein abgeschmacktes, kindisches Spiel,“ sagte sie und warf die verstümmelte Blume verächtlich auf den Boden. Dann schürzte sie ihr Gewand und schritt in den Wald hinein um in seinem heiligen Dämmerschatten womöglich noch ein paar Geistesblüthen zu pflücken.

Wäre Theodelinde kein Stadtfräulein, sondern ein Bauernkind aus dem Gebirg gewesen, so hätte sie sich wohl besser vorgesehen, als sie ihren Gang durch den Wald unternahm und vor allen Dingen ein Zweiglein von dem Strauch Kranewett, der allen

Zauber zu nichte macht, in den Schuh gelegt. Dann wäre ihr das wohl kaum geschehen, was ihr geschah. — Aber was weiss so ein armes Stadtfräulein von den Geheimnissen des Waldes?

Da, wo die mächtigsten Tannen mit den langen, grauen Moosbärten stehen, wächst im Schatten das Kraut „Irrwurz“ geheissen. Niemand ausser dem Schwarzspecht, der alle Zauberkräuter kennt, hat es zu Gesicht bekommen, aber schon mancher, der unversehens darauf trat und den Gegenzauber nicht bei sich trug, hat seine Wirkung verspüren müssen.

Während die Dichterin aus Sonne und Wonne, Herz und Schmerz Geistesblüthen zusammenstellte, gerieth sie sachte immer tiefer in den Wald hinein. Erst die beginnende Dämmerung und ein sehnendes Verlangen in der Magengegend, welches gewöhnliche Menschen Hunger nennen, mahnte die Lustwandelnde an die Heimkehr. Sie schritt den Weg zurück, den sie hergekommen war, aber der Wald wollte kein Ende nehmen,

denn sie ging im Kreis herum, und daran war die Irrwurz Schuld, auf die sie unversehens getreten war. — O Jammer, o Jammer! — Es wurde dunkler und immer dunkler. Nächtliches Gethier huschte schattenhaft über den Weg, und raubende Eulen liessen ihren Ruf vernehmen. Theodelinde war in Verzweiflung.

Plötzlich stand sie vor einem kleinen Haus, aus dessen Fenster ein Licht schimmerte. Mit erleichtertem Herzen klopfte sie an die Thür, diese wurde aufgethan, und Theodelinde trat in die Hütte.

Im Innern waren drei zierliche Frauen, nicht grösser als halbwüchsige Mägdlein, damit beschäftigt am Herd Kuchenbrot zu backen. Das waren Waldweiblein. Gewöhnlich sind sie unsichtbar, wer aber auf die Irrwurz getreten ist, vermag die Waldweiblein zu schauen und noch manches andre.

Gutmüthig und dienstfertig nahmen sie sich der Verirrten an, rückten ihr einen Schemel an's Feuer und bewirtheten sie mit Brot und Milch. Theodelinde fasste Zutrauen

zu ihnen und fühlte sich in ihrer Gesellschaft bald ganz wohl, zumal da ihr die Weiblein versprachen sie am nächsten Morgen auf den rechten Weg zu bringen.

„Das ist doch einmal ein richtiges Abenteuer, so etwas kann nur einer Dichterin begegnen," dachte Theodelinde und empfand das mit sanftem Grauen gemischte Wohlbehagen eines Kindes, dem man eine Geistergeschichte erzählt. — Es sollte aber noch besser kommen.

Plötzlich wurde an das Fenster geklopft und eine Männerstimme rief:

„Macht auf die Thür, ihr Schwesterlein!
Der Mond schien mir in's Wasser hinein,
Hat mir geleuchtet durch den Tann.
Macht auf die Thür dem Wassermann"

„Da ist er schon wieder," sprach das eine Waldweiblein, „der Unhold, der Friedenstörer: Seine Mutter, die alte Nixe schickt ihn her. Sie will ihn verheirathen, damit sich der leichtsinnige Gesell an Ordnung und Häuslichkeit gewöhnt, und nun meint sie, unsereins müsse es sich zur Ehre anrechnen ihre Schwiegertochter zu werden.

Aber eh' ich meinen grünen Wald verlasse und seine Frau werde, lieber bleibe ich ledig."

„Und ich auch, und ich auch," sprachen die beiden andern Weiblein. Theodelinde aber schwieg.

„Wir müssen ihn einlassen," hob die Erste wieder an, „da hilft nichts. Er ist ein gar gefährlicher Bursche, dessen Zorn wir nicht reizen dürfen." Und mit einem Seufzer entriegelte sie die Thür.

Der Wassermann trat ein. Er war hübsch von Gesicht und schlank gewachsen. Freilich hatte er grüne Haare, aber Fräulein Theodelinde fand, dass sie ihm sehr gut standen.

Der Gast sah etwas verschnupft drein, als er wahrnahm, was für einen Besuch die Waldweiblein bei sich hatten, aber als Mann von Lebensart liess er seinen Unmuth nicht merken und benahm sich so liebenswürdig, wie ein Wassermann nur sein kann. Theodelinde wurde gesprächig; sie erzählte von Bällen und Theatervorstellungen, und der

Wassermann hörte geduldig zu. Dann musste er erzählen, und er that es willfährig.

Ja, er war ein feiner Mann und gewiss viel besser als sein Ruf. Und dazu hat er im See ein krystallenes Schloss, was auch nicht zu verachten ist, und die alte Nixenmutter ist gewiss eine ganz liebe Frau. — So dachte Theodelinde, und im Geist schaukelte sie sich bereits als Melusine auf den Wogen und schwebte im Schwanenhemd durch die Lüfte.

Es drängte sie den Wassermann einen Blick in das Innere ihrer Seele thun zu lassen. Darum zog sie nach ein paar einleitenden Worten das rothe Buch aus ihrem Busen und begann ihre Gedichte vorzulesen.

Eine Zeit lang hörte der Wassermann zu und murmelte Worte der Anerkennung. Plötzlich aber sprang er empor und rief: „Donnerwetter! Beinah hätt' ich vergessen, dass ich vom wilden Jäger und der Frau Holle zu einer Skatpartie eingeladen bin. Ich bitte um Entschuldigung.“ Sprachs und stürmte aus dem Haus.

Betroffen schaute Theodelinde nach der Thür, durch welche er entflohen war. Die Waldweiblein aber klatschten in die Hände und riefen jubelnd: „Das hast du gut gemacht, das hast du gut gemacht! Sollst auch ein Gastgeschenk haben zum Dank.“

Und das eine Weiblein ging zu einer Truhe, entnahm derselben einen Knäul blauen Garns und reichte ihn der Dichterin mit den Worten: „Nimm ihn wohl in Acht; es ist Segen dabei.“

Theodelinde wusste nicht, was das alles zu bedeuten habe. Aergerlich über das Benehmen des Wassermanns und müde von den Anstrengungen des Tages bat sie ihr eine Schlafstätte anzuweisen. Die Weiblein schüttelten ihr ein Blätterlager auf. Dann legte sie sich nieder und schlief ein.

Als sie erwachte, lag sie am Rand des Waldes unter den Zwillingsfichten. Kühler Morgenwind fuhr durch die Gipfel der Bäume und spielte mit Theodelindens semmelfarbenen Locken.

„Also geträumt habe ich,“ sprach sie bei

sich, „und die Nacht im Wald verschlafen.“ Sie tastete nach der Stelle, wo sie das rothe Buch aufzubewahren pflegte, aber das Buch war fort. Erschrocken sprang sie auf, da rollte aus ihrem Schoos ein grosser Knäul blauen Garns auf den Boden. — Also war es doch kein Traum gewesen.

Sie suchte nach dem rothen Buch, aber das war und blieb verschwunden. Verstimmt und fröstelnd trachtete sie so schnell wie möglich ihr Heim zu gewinnen um sich von dem Waldabenteuer zu erholen. Ein tüchtiger Schnupfen beschloss es.

Während Theodelinde durch ihr Unwohlsein an's Zimmer gefesselt war, schrieb sie ihre Gedichte aus dem Gedächtniss in ein neues Buch. Das alte hatten ihr die Waldweiblein, als sie schlief, entwendet um Theodelindens Geistesblüthen als wirksame Waffe gegen die Zudringlichkeit des Wassermanns zu gebrauchen. In der That hat er auch seine Besuche eingestellt und sich bald darauf mit einer Nixentochter aus guter Familie vermählt.

Der blaue Knäul aber, welchen die Waldweiblein der Dichterin als Gastgeschenk gegeben hatten, war kein gewöhnlicher Knäul; man konnte davon abwickeln, soviel man wollte, er wurde nie alle.

Und Fräulein Theodelinde strickte Strümpfe über Strümpfe und dichtete dazu, und wenn sie über die Strasse ging, sagten die Leute: „Da kommt der Blaustrumpf."





DER ESELSBRUNNEN.

In einem grünen Thalkessel, den steile Höhen einschliessen, springt eine kühle, reiche Quelle, genannt der Eselsbrunnen. Die Quelle ist gefasst und durch ein Dächlein geschützt, auf dessen Spitzen sich als Wetterfahne ein blecherner Esel dreht.

Im Sommer stehen alle Morgen am Rand des Brunnens blasse Stadtfräulein, die unter der Aufsicht sorglicher Mütter und schirmender Tanten das kalte Wasser aus zierlichen Henkelgläsern trinken. Auch Stadtherren besuchen die Quelle, und zwar nicht nur kränkliche, sondern auch kerngesunde Bursche mit braunen Gesichtern und kühn

gedrehten Schnurrbärten. Ein altersgrauer Kriegsmann, der seit dreissig Jahren mit den Schwalben kommt und geht, ein dichtendes, unverstandenes Fräulein mit langen, strohgelben Locken, eine räthselhafte Wittwe in tiefer Trauer, ein namentlich bei Regenwetter stark in Anspruch genommener Tausendkünstler, der Geld verschwinden macht und gezogene Karten erräth — alle diese Personen sind am Eselsbrunnen vorhanden, und so fehlt denn nichts von dem, was zu einer sogenannten Sommerfrische gehört. — Halt, da hätten wir die Hauptsache beinahe vergessen, das ist die Wirthin zur goldenen Gans. Sie herrscht mit unbeschränkter Gewalt, kocht gut und behandelt Hoch und Niederig mit biderber Grobheit, die auf die Städter erquickend wirkt wie Maienthau.

Ueber den Ursprung des Namens, den der Brunnen führt, wird viel gestritten. Einige erzählen, ein durstiger Esel habe durch Hufscharren den Quell aufgeschlossen, andere behaupten, der Brunnen heisse so, weil sein Wasser wie Eselsmilch schwäch-

lichen Naturen zuträglich sei. Aber beide Ansichten sind irrig. Das wird jedem, der diese Geschichte bis an's Ende anhört, sonnenklar werden,

Vor vielen, vielen Jahren, als der mächtigste Baum des Waldes noch als Keimling in einer braunen Eichel schlief, wusste man noch nichts von der Heilkraft des nachmaligen Eselsbrunnen. Die Gäste, die sich an seinem Rand einfanden, waren Thiere des Waldes oder weidendes Vieh, Hirten und Holzhauer, Jäger und Kohlenbrenner, und die Menschen lobten das kühle Wasser, und das Gethier that in seiner Weise das Gleiche.

Eines Tages standen zwei an dem Brunnen, eins hüben und eins drüben. Er war ein Esel und sie eine Gans, beide in der ersten Blüthe der Jugend. Sie grüssten sich stumm und stillten ihren Durst. Dann näherte sich der Esel der Gans und fragte schüchtern: „Jungfräulein, darf ich Euch begleiten?"

Sie nickte und wäre gern erröthet, aber

das konnte sie nicht, und dann gingen sie selbander durch den Wiesengrund und sprachen vom Wetter. Sie waren schon ein gutes Stück gegangen, da blieb der Esel stehen und fragte: „Jungfräulein, wo geht Euer Weg hin?“

Traurig blickte die Gans ihren Begleiter von der Seite an und sprach leise: „Weiss ich's? O, ich bin das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne!“ Und als der Esel weiter forschte und in sie drang ihr Herz auszuschütten, erzählte sie ihre Lebensgeschichte.

„Ich heisse Alheid,“ sprach die Gans und bin von guter Familie. Meine Ahnfrau war eine jener heiligen Gänse, die das Kapitol gerettet haben. — Ihr kennt doch die Geschichte, Junkherre?“

Der Esel sprach zögernd: „J-a.“ Er hatte eigentlich von der Geschichte noch nichts gehört, aber er wollte die Gans nicht betrüben.

„Eine andre meiner Aeltermütter,“ fuhr Alheid fort, „stand zum heiligen Martin in freundschaftlichen Beziehungen. Sie soll, so

erzählt die düstere Legende, sogar für ihn in den Tod gegangen sein. Doch ich will mich nicht bei der Geschichte meiner Ahnen aufhalten, sondern von mir selber sprechen. Ich erblickte das Licht der Welt zugleich mit elf Geschwistern, und zwar in einem Bauernhof, woselbst meine Mutter als Brütgans ein ihrem Stand angemessenes Dasein verlebte. Ich war der Mutter Liebling, denn in unserer Familie ist das jüngste Kind immer das begabteste."

„Ganz wie bei uns," bemerkte der Esel.

„Ich übergehe meine Kinderjahre," fuhr die Gans fort, „die frohen Spiele im Dorfteich und im Weiher des Schlossgartens, wo ich mir in der Gesellschaft der jungen Schwäne die Zierlichkeit der Bewegung aneignete, welche man so oft an mir gerühmt hat. — Ich hatte der Jugend gelben Flaum längst abgeworfen und war zur Jungfrau herangeblüht. Da erschien eines Tages auf dem Bauernhof ein Mann, der hatte eine stark gekrümmte Nase, seine Schläfe zierten rechts und links zwei schwarze,

glänzende Locken, und über der Schulter hing ihm ein Bündel. Die Bäuerin und die Mägde schaarten sich um ihn und sahen mit lüsternen Blicken auf die bunten Bänder und Tücher, die er seinem Sack entnahm. Dass ich es kurz mache. Ich ward eingefangen und mit gebundenen Flügeln und Füssen dem Fremden überantwortet, der mich gegen ein blaues, mit rothen Rosen geziertes Tuch eingetauscht hatte. — Nun kamen trübe Tage. Ich wurde in einen engen Stall gesperrt und mittels Nudeln aus Gerstenmehl zur Stopfgans herangebildet. Mit Schaudern bemerkte ich, dass mein Umfang von Tag zu Tag zunahm, und selbst der Gram über meine trostlose Lage vermochte nicht dem Uebel Einhalt zu thun.“

Hier warf der Esel einen Blick auf die Gestalt seiner Begleiterin und schwur nie eine zierlichere Gans gesehen zu haben. Mit einem dankbaren Blick auf den Esel fuhr Alheid fort:

„In der letzten Nacht — Schauder fasst mich, denk' ich daran — vernahm ich ängst-

liches Wehgeschrei, welches offenbar aus der Kehle einer meiner Mitgefangenen kam. Ich sah zwei Augen im Mondlicht funkeln und hörte Todesröcheln. Ein Fuchs oder ein Iltis musste in den Stall eingebrochen sein. Die Angst verlieh mir Kräfte, ich zwängte mich durch das Gitter meines Kerkers und gelangte in's Freie. Ich war gerettet. Meine Flügel trugen mich in dieses Thal, und nun will ich versuchen als Wildgans mein Leben zu fristen, bis der Winter kommt, wo ich vielleicht als Schneegans eine bescheidene Stellung finde."

Alheid seufzte tief auf und schwieg dann.

„Mein Schicksal," sprach der Esel, „gleicht dem Eurigen, Jungfer Alheid. Betrachtet das schwarze Kreuz, welches meine Schulter ziert, das sagt Euch alles; ich bin aus dem Geschlecht der Palmesel, und Boldewin ist mein Name. Mein Stammbaum reicht bis in Noah's Arche zurück, Bileams Esel und der Esel, mit dessen Kinnbacken Simson zweitausend Philister erschlug, sind meine Ahnherrn. Dass es einer meiner Vorfahren

war, der als Weltweiser zwischen zwei Heubündeln starb, sei nur beiläufig erwähnt, auch bei den Verdiensten meines hochstrebenden Vorfahren, welcher die Seitenlinie der Maulesel gründete, will ich mich nicht aufhalten. Meine Eltern waren Klosterleute und trugen fromme Mönche auf ihren Bettelfahrten. Auch meine älteren Geschwister wurden dienende Brüder, mich aber verkauften die Väter an den Klostermüller, und ich, ein Palmesel, sah mich durch rohe Menschen gezwungen schnöde Mehlsäcke zu tragen. — Eine Zeit lang duldete ich in stiller Ergebung. In der letzten Nacht aber, als mich die Misshandlungen eines rohen Mühlknappen zur Verzweiflung gebracht hatten, sprengte ich meine Fesseln und gelangte in dieses friedliche Waldthal, wo ich Euch am kühlen Bronnen fand, holdselige Alheid. Hier gedenke ich vorläufig zu bleiben und als Waldesel ein beschauliches Leben zu führen.“

Da blieben denn Esel und Gans im Wiesenthal. Sie wohnten getrennt von ein-

ander, wie sich das geziemt, sahen und sprachen sich aber täglich, und schliesslich konnte Eins nicht mehr ohne das Andre leben. Sie waren glücklich und traurig zugleich, glücklich, weil sie liebten und Gegenliebe fanden, traurig, weil sie einsahen, dass sie sich nie angehören konnten.

„Ach, dass ich als Gans geboren bin!" klagte Alheid, und Boldewin, der Esel seufzte: „Wenn ich ein Vöglein wär'!" und er wusste auch, was für ein Vöglein er gern gewesen wäre.

So vergingen Wochen. Der Esel magerte zusehends ab, obwohl es im Wiesenthal nicht an kräftiger Kost mangelte, und die Gans verlor die Röthe ihres Schnabels, und ihre Aeuglein trübten sich.

Nun wohnte im Wald in einem hohlen Stein eine alte Eule; das war die gescheidteste Frau weit und breit, und die Thiere holten sich oft Rath bei ihr. Der klagte der Esel seine Noth, und als ihn die Eule angehört hatte, sprach sie: „Da kann ich nicht helfen. Aber warte bis zur Sonnenwende. Dann

kommt an den Brunnen im Wiesenthal die weise Wunschfrau um zu baden. Der vertraue deinen Kummer. Vielleicht hilft sie dir und verwandelt deine Gestalt; sie ist eine mächtige Zauberin.“

Da ging der Esel halb getröstet von hinnen. Am Vorabend des Sonnwendtages, als Alheid, die Gans ihre Kemenate aufgesucht hatte, verbarg er sich in der Nähe der Quelle und harrte auf die Wunschfrau.

Die liess auch nicht lange auf sich warten. Im Schwanenhemd kam sie geflogen, warf das Federkleid ab und badete ihre weissen Glieder in dem kühlen Brunnen. Der Esel wartete mit Eselsgeduld bis sie wieder aus dem Wasser gestiegen war, und als sie nun auf einem Stein sass und ihr Haar strählte, da trat Boldewin heran, scharrte dreimal grüssend mit dem Vorderhuf und bat die Wunschfrau flehentlich ihn in einen Gänserich zu verwandeln.

Die Zauberin schüttelte das Haupt. „Das ist ein sonderbarer Wunsch,“ meinte sie, „aber ich kann und will ihn dir erfüllen.“

Und sie raunte dem andächtig zuhörenden Esel in's Ohr: „Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, pflücke sieben Gänseblumen und verzehre sie schweigend, dann tauche deinen Kopf in den Brunnen, und du wirst in einen schmucken Gänserich verwandelt sein. Und nun geh' deiner Wege und lass mich allein.“

Gerührt dankte der Esel und entfernte sich. Er that die ganze Nacht kein Auge zu, und sobald sich die Spitzen der Berge rötheten, war er auf den Beinen um sich sieben Gänseblumen zu suchen. Dann eilte er nach der Quelle und tauchte seinen Kopf ein, und als er ihn wieder herauszog, erblickte er zu seiner Freude im Spiegel des Wassers das Bild eines stattlichen Gänserichs mit schön gebogenem Hals.

So schnell er konnte, eilte er nach dem Busch, in welchem die Gans ihre Wohnung genommen hatte. „Alheid, meine geliebte Alheid!“ rief er, „wo bist du?“

„Hier, mein Geliebter,“ erscholl es aus dem Dickicht, und eine zierliche Eselin kam aus den Büschen hervor getänzelt.

Starr vor Entsetzen blickten sich die Liebenden an.

„O ich Esel!“ ächzte der Gänserich.

„O ich Gans!“ stöhnte die Eselin.

Dann brach aus den Augen beider ein heisser Thränenstrom, und unter Thränen erzählte Alheid, wie sie dem Rath der Eule folgend die Wunschfrau aufgesucht habe und auf ihre Bitten in eine Eselin verwandelt worden sei. Hierauf erstattete auch der Gänserich, von heftigem Schluchzen oft unterbrochen, Bericht, und die Mitsommersonne hat wohl nie zwei unglücklichere Geschöpfe beschienen als unsere beiden Liebenden.

Die Zeit heilt. An die Stelle wilder Schmerzen trat stilles Dulden. Eine Hoffnung war dem Paar geblieben. Vielleicht liess sich die Wunschfrau bei ihrem nächsten Besuch der Quelle bewegen, einem der Liebenden die vorige Gestalt wieder zu geben. Aber bis dahin musste ein ganzes Jahr verrinnen. Geduld also, Geduld! Und wieder

lebten Boldewin und Alheid zusammen wie Bruder und Schwester.

Nach mancher Noth und Fährlichkeit, die der Winter den beiden Anachoreten brachte, kam der Frühling in's Land gezogen, die Sonne stieg höher und immer höher, und endlich war der Vorabend der Sonnenwende erschienen.

Mit klopfenden Herzen näherten sich die Liebenden diesmal zusammen dem Brunnen und trugen der Wunschfrau ihre Sache vor.

„Das ist ein böses Ding,“ sprach die Zauberin. „Zurück verwandeln kann ich keines von euch, so gern ich euch den Gefallen thun möchte. Aber ich will euch einen Vorschlag machen. Wie wär's, wenn ihr Menschen würdet? Aus einem Esel und einer Gans ein Männlein und ein Fräulein zu machen, das ist nicht so schwierig, das vermag ich. Wollt ihr?“

„Ja,“ riefen Boldewin und Alheid wie aus einem Mund.

Die Wunschfrau murmelte einen Zaubersegen und hiess die Beiden ihre Köpfe in

den Brunnen tauchen. Sie gehorchten, und als sie sich wieder aufrichteten, war Boldewin ein starker, junger Bursch mit einem überaus gutmüthigen Gesicht geworden, und ihm gegenüber stand ein reizendes Weibchen mit fein zugespitztem, rothen Mund und schmachtenden Aeuglein.

Und sie fielen der guten Wunschfrau zu Füssen und küssten ihr dankbar die Hände, und dann küssten sie sich auf den Mund und sagten sich Worte der Liebe in's Ohr. Die Wunschfrau aber, die merkte, dass sie hier überflüssig sei, wickelte sich in ihr Federhemd und flog davon.

Die beiden Leutchen blieben im Wiesenthal. Boldewin baute ein Haus, und darinnen verlebten sie glückliche Tage und bekamen alle Jahr ein Kind, bald einen Buben, bald ein Mägdlein.

In den umliegenden Dörfern ahnte Niemand, dass Boldewin ein Esel und Alheid eine Gans gewesen sei, denn sie waren so vernünftig wie andere Menschen. Sie schlugen die Geschichte ihrer Verwandlung auch nicht

an die grosse Glocke, denn das hätte ihnen bei den Leuten geschadet. Aber als es an's Sterben ging, vertrauten sie ihrem ältesten Sohn doch das Geheimniss an, und dieser war es, der zum Gedächtniss seiner Eltern das Haus „die goldene Gans“ und die Quelle „den Eselsbrunnen“ nannte, wie Haus und Quelle noch bis auf den heutigen Tag heissen.

Wie die Heilkraft des Wassers entdeckt wurde und wie allmälich Leben in das abgelegene Waldthal kam, das ist in einem Buch sehr ausführlich beschrieben, welches die Wirthin zur goldenen Gans an die Badegäste verkauft.

Die Wunschfrau ist längst ausgeblieben, wahrscheinlich weil es ihr in dem Thal zu geräuschvoll zugeht. Aber noch heute geschieht es fast jedes Jahr, dass sich am Brunnen ein Pärchen findet, welches so gut zusammen passt wie die Helden unsrer Geschichte.





DAS STILLE DORF.

An einem Johannistag, der zugleich ein Sonntag war, schritt auf staubiger Landstrasse ein junger Gesell rüstig voran. Er hiess Diethart und war ein zünftiger Steinmetz. Sein Reiseziel aber war die nächste Stadt, woselbst er Arbeit bei dem Ausbau einer Kirche finden sollte. Im Gurt trug er einen reichlichen Sparpfennig, im Felleisen gesiegelte Schriften, die seine Kunstfertigkeit rühmten und einen gewichtigen Empfehlungsbrief an den Meister, der den Bau des Gotteshauses leitete.

Glühend hing die Sonne am wolkenlosen Himmel und goss ihr blendendes Licht auf ein weites Meer von reifendem Weizen. Kein Vogel liess seine Stimme hören; was

Federn trägt, war in die Bergwälder geflüchtet, die das breite Thal umsäumten, aber Heuschrecken, Grillen und tanzende Mücken fiedelten und summten unermüdlich ihre eintönigen Weisen.

Das Felleisen lastete schwer auf den Schultern des Wanderburschen, und die Korbflasche, die er an der Seite trug, war längst geleert. Sehnsüchtig schweiften seine Augen über die wallenden Aehrenfelder, aber nirgends ragte ein einladendes Dach über die Flur, nur hie und da ein Obstbaum und in weiter, bläulicher Ferne die Mauern und Thürme der Stadt, nach welcher er wanderte. Er stand still und blickte zur Sonne empor. „Es ist Mittagszeit“, sprach er, und dabei dachte er an seine letzte Rast in der güldenen Rose und an den kühlen Trank, der dort aus eichenem Fassgebinde rann. Er seufzte, drückte sich den Hut in die Stirn, dass der Rand seine sonnengeblendeten Augen beschattete und schritt weiter.

Er mochte etwa so weit gegangen sein, als eines kräftigen Mannes Stimme reicht,

da hemmte er erstaunt seinen Fuss, denn dicht vor ihm lagen Häuser umringt von Baumgärten und überragt von der durchbrochenen Spitze eines Kirchthurms. Der Wanderer rieb sich die Augen. „Wie war es möglich das Dorf zu übersehen?“ frug er sich. „Das macht der Sonnenglast, der mich geblendet hat.“ Und er beschleunigte seine Schritte.

Es war ein stattliches Dorf, dem er sich näherte. Die Fenster blinkten im Sonnenlicht, die Dächer waren mit Ziegeln gedeckt, und in den Gärten blühten Lilien und weisse Rosen. Aber seltsam kam dem Burschen die tiefe Ruhe vor, die über dem Dorf lag. Kein Hund schlug an, kein Hahn krähte, kein Rind brüllte, und keines Menschen Stimme war hörbar. Auch nahm es den Gesellen Wunder, dass aus keinem Schornstein eine Rauchwolke aufstieg. Es war, als ob das Dorf ausgestorben sei.

Aber das Dorf war nicht leer. Als der Steinmetz seinen Einzug hielt, sah er Männer und Weiber aus den Häusern treten. Sie

trugen Feierkleider, und das Silber war nicht gespart an Nesteln und Spangen, doch war die Tracht der Leute ganz verschieden von der landesüblichen. Ihre Gesichter waren bleich und ernst, sie hatten die Augen auf den Boden geheftet, und kein Laut kam über ihre Lippen, nicht einmal ihre Tritte waren hörbar.

Dem Burschen wurde es bänglich zu Muthe beim Anblick dieser stillen Leute, doch fasste er sich ein Herz und näherte sich einem der Männer um sich Auskunft über das Dorf zu verschaffen. Aber der Mann legte den Zeigefinger bedeutsam auf den Mund und ging schweigend seines Weges. Betreten folgte Diethart dem Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Thorflügel des Gotteshauses standen offen, Kerzenschimmer strahlte aus dem Schiff, aber weder Gesang noch Orgelklang war vernehmbar, und als der Gesell von Ohngefähr seine Augen zu dem Thurm emporhob, sah er wohl, wie sich die Glocke im Stuhl hin und her schwang, aber es klang kein Ton von

oben herab. Mit heimlichem Grauen liess er die Kirchengänger an sich vorüberziehen, Männer, Weiber, Jungfrauen und Kinder. Alle hatten die Häupter geneigt, und niemand schenkte ihm einen Blick.

Ganz zuletzt kam ein Mädchen. Sie trug eine Lilie vor der Brust und war selber schön und bleich wie eine Lilie. Und wie sie an dem Burschen vorüberschritt, hob sie die gesenkten Lider, sah ihn mit mildernsten Augen an und hemmte ihren Schritt. Da wich die Beklemmung aus dem Gemüth des Jünglings, süsses Verlangen zog in sein Herz ein, und er vertrat ihr den Weg um sie anzureden. Doch auch sie legte den Finger auf den Mund und stieg schweigend die Stufen hinan, die zu der Kirchenthür führten. Aber bevor sie die Schwelle überschritt, wandte sie sich noch einmal und streifte von ihrer Hand einen Fingerreif, der lautlos über die Stiege rollte und vor den Füssen des Burschen liegen blieb. Er bückte sich, hob den Ring auf und steckte ihn an den Finger, und wie er empor blickte, war

Mädchen, Kirche und Dorf verschwunden, und er stand mitten auf der Landstrasse, wogende Kornfelder rechts und links, darüber der blaue Himmel und die leuchtende Mittsommersonne.

War alles ein Traum gewesen? Nein, der goldene Ring war greifbar vorhanden und blinkte im Sonnenlicht. Hier war Zauber im Spiel. Zur Zeit der Sonnenwende wird manches sichtbar, was sonst dem sterblichen Auge verborgen ist.

Diethart warf einen scheuen Blick auf seine Umgebung und beschleunigte seine Schritte. Wohl war es ihm unheimlich zu Muthe, aber die Liebe, die ihm das stille Mädchen eingeflösst hatte, war stärker als Furcht und Grauen. Er betrachtete den Fingerring mit leuchtenden Augen, und er hatte die Ahnung, dass die erste Begegnung mit dem schönen Mädchen nicht die letzte gewesen sei. Räthselnd und hoffend schritt er weiter auf der staubigen Strasse. Die Sonne neigte sich, und als sie die Dächer

der Stadt vergoldete, zog der Steinmetz durch das gewölbte Zwingerthor.

* * *

Am Markt stand ein stattliches Haus, das führte einen wilden Mann mit Federkrone und Nasenring im Schild und war als Herberge und Schenke weit und breit berühmt. Dort nahm Diethart Losament, und als er sich von den Spuren der mühseligen Wanderung gesäubert hatte, suchte er die Wirthsstube auf, um sich an Speis und Trank zu laben.

Am langen Eichentisch sassen ein paar Bürger hinter den Bierkrügen und besprachen die Händel der Welt. Denen kam der Fremde grade gelegen. Er musste Rede stehen, wer er sei, woher er komme und was er in der Stadt suche. Willfährig und höflich befriedigte er ihre Neugier, und die Bürger forderten ihn auf näher zu rücken und ihnen zu berichten, was sich draussen in der Welt begebe. Diethart erzählte, was er erlebt, aber das spukhafte Abenteuer, welches er am selbigen Tage bestanden hatte, verschwieg er, und dann lobte er die Stadt und die

fruchtbaren Fluren, die er heute durchwandert hatte.

„Ja“, sagte einer der Bürger und strich mit der Hand wohlgefällig über seine Leibesfülle, „ja, es ist ein gesegneter Landstrich, und wenn die hohen Steuern nicht wären, so könnten wir zufrieden sein, wenn's auch schon nicht mehr so ist wie in alten Zeiten. Da ging's anders her. Weizen, Korn und Gerste tragen unsere Felder noch heute genug, und die Berge geben uns Holz in Fülle, in alten Zeiten aber gaben sie uns auch noch andere Schätze, nämlich Gold und Silber, und damit ist's längst vorbei.“

„Ja“, sagte ein anderer Gast, „wenn es wahr ist, was in unserer Chronik geschrieben steht, so war unsre Gemeinde ehedem über die Massen reich. Einmal hat der Kaiser in der Stadt Herberge genommen, und es ist bei der Bürgerschaft ein uralter Gebrauch gewesen dem Kaiser eine Verehrung zu geben, nämlich ein Schaf und ein Lamm, warum grade dies und nichts anderes, weiss ich nicht zu sagen. Auch dazumal haben die Bürger

dem Kaiser das übliche Geschenk gebracht, aber das Schaf war von Silber und das Lamm von Gold. Und des Kaisers Majestät soll sich darüber höchlich verwundert haben."

„Man erzählt auch", hob ein Dritter an, „es sei hier herum in alter Zeit ein Dorf gestanden, welches jetzt verschwunden ist. Das Dorf besass unerschöpfliche Silbergruben, und die Leute wussten kaum, was sie mit dem grausamen Reichthum anfangen sollten. Da sind sie denn, wie es zu geschehen pflegt, stolz und hoffärtig geworden und haben in ihrem Uebermuth mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln geschoben und auch sonst allerhand Frevel verübt. Und in einer Nacht ist das Dorf mit Kind und Kegel versunken, und man weiss heutzutage kaum, wo es gestanden."

Jetzt mischte sich die Wirthin, die mit Schüsseln und Kannen ab und zu ging, in das Gespräch der Männer. „Ihr habt läuten gehört", redete sie den an, welcher zuletzt gesprochen hatte, „und nicht zusammenschlagen. Mit dem versunkenen Dorf hat

es eine ganz andere Bewandtniss. Die Leute die darinnen gehaust, haben schlecht und recht gelebt wie unsereins. Gut ist's ihnen ergangen, aber mit goldenen Kegeln haben sie nicht gespielt. Nun trug sich's einmal zu, dass den Dorfinsassen ein ganzes Jahr verging ohne Sterbefall, und wie Allerseelentag herankam, sprachen sie: Was sollen wir beten und trauern? Haben wir doch im letzten Jahr niemanden zu Grabe getragen. Also waren sie lustig und guter Dinge, liessen sich zum Tanz aufspielen und jauchzten wie zur fröhlichen Maienzeit. Nur ein Knecht, der Frömmigkeit im Gemüth trug, nahm nicht Antheil an dem gottlosen Treiben, sondern ging zur Kirche in das nächste Dorf. Und als er am Abend wieder heim wanderte, da war sein Dorf verschwunden. Nur ein goldenes Kreuz ragte noch aus dem Boden, das war das Kreuz auf der Spitze des Kirchthurms. Mälig versank auch dieses, und jetzt wächst Aehrenfrucht über der Stätte, wo das Dorf einst lag. Von Zeit zu Zeit aber rückt es in die

Höhe und wird sichtbar, und es leben Leute, die es geschaut — aber von solchen Dingen ist nicht gut reden.“ So sprach die Wirthin und schöpfte Athem.

Dem jungen Steinmetzen aber gab das, was er vernommen hatte, viel zu denken. Er hörte nur noch mit halbem Ohr, was am Zechtisch zur Sprache kam und blickte unverwandt auf den goldenen Reif an seinem Finger.

* * *

Als der Wächter auf der Strasse seinen Spruch sang und die Gäste aufbrachen, begab sich Diethart in seine Kammer. Er hatte eine weite Wegstrecke zurückgelegt, aber der Schlaf wollte heute nicht kommen. Er sass wach auf seinem Lager und dachte an sein Abenteuer und an das schöne, stille Mädchen. Wieder heftete er seinen Blick auf den Fingerring und spähte nach einem eingegrabenen Zeichen. Die Aussenseite war glatt; vielleicht stand auf der Innenseite etwas geschrieben, und er drehte den Reif um ihn von dem Finger zu ziehen.

Da ging leise die Thür auf, und in das Gemach trat die, welche den Ring zuvor getragen hatte. Mit freudigem Schreck sprang Diethart empor und streckte sehnend seine Arme aus nach dem holden Frauenbild, und das stille Mädchen sank selig lächelnd an seine Brust und erwiderte die Liebkosungen des von Minne glühenden Jünglings.

Als die Sterne bleicher schimmerten, entwand sich die geheimnissvolle Schöne den Armen ihres Geliebten, und nun gewann sie Sprache.

„Wir müssen jetzt scheiden," sprach sie, „aber wir sehen uns wieder. So oft du Verlangen nach mir trägst, drehe den Ring an deinem Finger, und ich werde zu dir kommen."

„Und sagst du mir nichts weiter, mein trautes Herzgespiel von dir und dem Ort, da ich dich zuerst gesehen?"

Sie blickte ihn ernst an und legte schweigend den Finger auf den Mund. Dann schritt sie nach der Thür.

„Und darf ich nicht einmal deinen Namen wissen?“

„Ich heisse Sigune,“ gab die Schöne zur Antwort. Noch einmal winkte sie mit der weissen Hand, dann verliess sie das Gemach lautlos, wie sie gekommen war.

Im Hof krähte der Hahn dem grauenden Tag entgegen.

* * *

Für den jungen Steinmetz hatte eine wonnesame Zeit begonnen. Den Tag über arbeitete er in der Bauhütte mit Hammer und Meissel, wenn aber die Nacht hereinbrach und die anderen Gesellen hinter den vollen Krügen sassen oder ihre Dirnen im lustigen Reigen schwenkten, trank Diethart Minne und Seligkeit von einem rothen Mund und vergass in den Armen seiner Sigune die Welt.

„Ach dass der Tag so viele Stunden hat, in denen ich dich nicht bei mir habe!“ sagte er einmal von Liebe berauscht zu seinem schönen Weib. „Warum darf ich nur ver-

stohlener Weise mit dir kosen, warum darf ich dir nicht folgen in deine stille Heimat?“

„Das wünsche dir nicht,“ entgegnete sie ernst. „Wehe mir, wenn du mich einst zwängest, dich mit mir zu nehmen. Hör' mich an und beherzige meine Worte. Ich weiss, dass du mich über alles liebst, aber ihr Männer seid wankelmüthig und eure Treue steht nicht fest wie die ewigen Sterne. Wenn ein anderes Weib Gewalt über dich gewinnt und sich dein Herz von mir wendet, so ziehe diesen Ring, den ich dir gegeben, von der Hand und wirf ihn in den tiefsten Brunnen. Dann ist die Kette, die mich an dich und dich an mich fesselt, zerbrochen, du wirst mich vergessen, und ich darf nicht mehr zu dir kommen. Riefest du mich aber, nachdem eine Andere mich verdrängt hat, dann müsstest du mir folgen an den Ort, den du kennst, und von dort giebt es keine Wiederkehr für dich.“

So sprach die Schöne mit traurigem Muth, er aber küsste ihr die Thränen von

den Wimpern und schwur ihr ewige Treue zu.

*
* *

Die schönste Dirne in der ganzen Stadt war Jungfer Elsa, des reichen Baumeisters einziges Kind. Aber sie war hoffärtig im Gemüth, und von allen Bürgerssöhnen, die sich um ihre Gunst bewarben, war keiner der Stolzen gut genug. Seit einigen Wochen war mit Elsa eine Veränderung vorgegangen, die hatte kein Anderer hervorgebracht als der fremde, junge Steinmetz, der bei ihrem Vater in Arbeit stand. Aber der Gesell hatte kein Auge für die Schönheit der Magd, und die leuchtenden Blicke, mit denen sie die jugendliche Kraftgestalt mass, wenn Diethart ihr väterliches Haus betrat, machten ihm das Herz nicht wärmer als die Augen der gemeisselten Engel über dem Kirchenthor. Das empörte die Patriziertochter, aber sie sträubte sich vergebens gegen die Liebe, die in ihr stolzes Herz eingezogen war. Mit weiblichen Listen wusste sie es dahin zu bringen, dass Diethart dem Vater von

Tag zu Tag lieber wurde und dass er schliesslich täglich im Haus ein und aus ging. Sie schenkte ihm eigenhändig den goldenen Wein in den Becher und streifte dabei wie unversehens mit dem vollen Arm sein braunes Lockenhaar; sie sang vor ihm zur Laute die Lieder ihrer Heimat und süsse wälsche Weisen, die sie von einem fremden Meister gelernt hatte, aber Diethart hatte für alle Gunstbezeugungen nur gemessene Höflichkeit und kalte Ehrerbietung. Zu Elsa's Liebe gesellte sich Eifersucht, als ihr scharfes Auge bemerkte, dass Diethart oft die Augen auf den Ring an seinen Finger heftete, und sie mühte sich zu ergründen, ob eine andere Dirne sein Herz besitze. In der Stadt war keine, die es dem Gesellen angethan, das wusste sie bald, — aber vielleicht hat er ein Liebchen in der Ferne. O wie sie diese unbekannte Nebenbuhlerin hasste!

Eines Tages, es war zur Mittagsstunde, schritt Elsa an der Bauhütte vorüber. Es war still im Innern; die Arbeitenden hielten wohl Mittagsrast. Mit zögernden Schritten

betrat sie die Hütte, und sie fand, was sie gehofft hatte. Diethart lag ausgestreckt auf dem Boden und schlief. Niemand war sonst zugegen. Die liebeglühende Magd beugte sich über den Schläfer um seine rothen Lippen zu küssen, aber da fiel ihr Blick auf den Goldreif an der Rechten des Burschen. Die Eifersucht loderte hell auf in ihrem Gemüth. Vorsichtig fasste sie den Ring, streifte ihn sachte von dem Finger des Schlafenden und verbarg ihn im Mieder.

Da erwachte Diethart aus seinem Schlummer. Verwirrt fuhr er in die Höhe, als er die Tochter des Baumeisters in hoher Erregung vor sich stehen sah. Den Verlust des Rings merkte er nicht; mit dem Ring war alles, was sich an denselben knüpfte, aus seiner Erinnerung geschwunden wie eine Schrift, die man von der Tafel gelöscht hat. Dafür aber sah er zum erstenmal Elsa's bestrickende Schönheit, und als er von jäher Liebe ergriffen die Arme nach der schönen Gestalt ausbreitete, sank sie ihm liebeglühend

an die Brust und umschlang seinen gebräunten Nacken.

*
* *

Von dem Thurm der vollendeten Kirche riefen zum erstenmal die Glocken, und Alt und Jung strömte nach dem neuen Gotteshaus, welches heute den priesterlichen Segen erhalten sollte. Aber an das Fest der Weihe sollte sich ein zweites schliessen, und das schien den Leuten fast wichtiger als das erstere. Elsa, des Baumeisters vielumworbene Tochter reicht heute dem jungen Meister Diethart die Hand am Altar, und der Brautvater hat eine Hochzeit gerüstet so reich und glänzend, wie die Stadt noch keine gesehen hat. Es ist eine gute Vorbedeutung, dass vor dem neuen Altar zuerst ein so schönes Paar eingesegnet wird wie Diethart und Elsa. Und schön und stattlich waren sie beide; das mussten ihnen die Neider lassen, an denen es nicht fehlte.

Die kirchliche Feier nahm ihren Verlauf nach hergebrachter Weise. Dann bewegte sich der Zug nach dem festlich geschmückten

Haus des Brautvaters, und bald hallten seine Mauern wieder von Ball und Schall.

Als das Hochzeitsmahl beendet war und Elsa den letzten Ehrentanz getanzt hatte, ward der Braut das Strumpfband gelöst, und jeder der Geladenen erhielt ein Stück von dem blauen Seidenband zum Angedenken. Der Brautvater füllte einen grossen Silberhumpen mit süssem Wein und trank auf das Wohl seiner Kinder, die Pfeifer und Paukenschläger fielen ein, und unter dem Jubel der Gäste floh das Paar aus dem Saal.

Des hochzeitlichen Schmuckes ledig sassen die Neuvermählten im stillen Brautgemach beieinander und tauschten Worte der Liebe. Mit trunkenen Augen umschweifte der Bräutigam die Reize seiner Angetrauten, und neigte seinen Mund zu ihrem Ohr und raunte ihr heimliche Worte zu.

Elsa aber sprach neckend: „Eh' ich dein Weib werde, musst du mir Eins sagen. Bin ich die Erste, zu der du solche Worte sprichst, oder hat vor mir eine Andere deine Sinne gefangen halten. Das sollst du mir beichten,

denn es darf jetzt keinerlei Geheimniss mehr bestehen zwischen dir und mir."

„Quäle mich nicht mit solchem Verdacht, meine liebe Augenweide," erwiderte Diethart. „Wohl habe ich mit mancher hübschen Dirne gelacht und gescherzt, aber keine hat mein Herz besessen und keiner anderen als dir hat mein Mund Liebe und Treue geschworen."

„Ei, so sag' mir," hob Elsa wieder an, „was war das für ein Ring, den du vordem getragen hast? Der kam doch wohl von zarter Frauenhand, du Schlimmer?

„Ein Ring, ein Ring?" fragte Diethart verwundert und schüttelte den Kopf. „Ich habe nie und nimmer einen Ring getragen ehe du mir diesen hier angesteckt hast."

„Wie?" sprach Elsa gereizt. „Willst du es leugnen, dass du einen Fingerreif an deiner Rechten trugst, als ich dich zuerst bei meinem Vater sah?"

„Du irrst, Elsa," erwiderte Diethart ruhig.

„O du Falscher!" rief die Erregte. „Soll ich dir den Ring unter die Augen halten?"

Und mit einem raschen Griff zog sie den Ring, den sie dem Schlafenden entwendet hatte, aus ihrem Busen und hielt ihn ihrem Gatten vor. „Willst du jetzt noch leugnen?"

„Seltsam," sprach Diethart, „und diesen Ring soll ich getragen haben, meine Elsa? Lass sehen." Er langte nach dem Goldreif und schob ihn an den Finger.

Da stieg ein tiefer Seufzer aus seiner Brust. „Ja," sprach er leise, „ich kenne den Ring. Sigune, Sigune, was hab' ich dir gethan!"

Elsa schrie laut auf: „O du treuloser, du arglistiger Mann! Hebe dich weg und tritt mir nicht wieder unter die Augen!"

Plötzlich verstummte sie, und kalter Schauer rieselte ihr durch Mark und Bein. Sie waren nicht mehr miteinander allein im Brautgemach, es war noch ein Drittes zugegen. In der Thür stand die Gestalt einer schönen, bleichen Frau, die winkte mit der weissen Geisterhand.

„Sigune!" rief der Bräutigam. „Du rufst, ich komme zu dir." Er sprang auf und

eilte auf die Erscheinung zu, aber bevor er sie erreichte, sank er um.

Im Saal, wo die Geladenen noch versammelt waren, hatte man Elsa's Wehruf vernommen. Als der Vater der Braut, gefolgt von den Hochzeitsgästen das Gemach betrat, fand er seine Kinder leblos auf dem Boden liegen.

Elsa erwachte wieder zum Leben, aber die verworrenen Reden, die sie führte, während das Fieber sie wochenlang auf dem Lager niederhielt, verstand niemand, und als sie genesen war, blieb ihr Mund verschlossen, wenn man sie nach den Vorgängen jener Schreckensnacht fragte.

Bei dem Bräutigam waren alle Belebungsversuche vergeblich. Er war seiner ersten Liebe an den stillen Ort gefolgt, von dem es keine Wiederkehr giebt.





WAS DER HAUSSCHLÜSSEL ERZÄHLTE.

o geht's, wenn man einen Sommer lang Mären spinnt und sich mit Koboldcn, Nixen und sprechenden Thieren abgiebt.

Einem gesetzten Mann, der seine Phantasie verständig zügelt, hätte das Abenteuer nimmermehr begegnen können, was ich jüngst erleben musste und zum Schluss erzählen will.

Ich war von meinen Sommerfahrten in die Stadt zurückgekehrt und hatte schon ein paar Tage die Strassen durchwandert, um eine meinen Bedürfnissen entsprechende Wohnung zu finden. Aus triftigen Gründen

machte ich zum Gebiet meiner Forschungen nicht die glänzenden Viertel, sondern diejenigen Stadttheile, in deren engen Gässchen die sogenannten kleinen Leute den Kampf um's Dasein kämpfen. Warum die Gasse, in der ich endlich fand, was ich suchte, die Himmelpforte hiess, habe ich nicht ergründen können; gen Osten hin mündete sie in die Fleischergasse, wo blutige Kälber und bleiche Schweine von Eisenhaken niederhingen, und nach Westen hin führte die Pforte auf den sogenannten Judenplatz, der auch keinem Paradies glich.

Eine kleine Tafel von Pappdeckel, die an einer grün angestrichenen Bogenthür befestigt war, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. „Im vierten Stock wird ein möblirtes Zimmer an einen soliden Herrn vermiethet," stand darauf zu lesen. Ich betrachtete mir das Haus. Es hatte einen frischen Anstrich, hinter den Fenstern leuchteten weisse Vorhänge und rothe Nelken. Die Thür zierten zwei messingene Löwenköpfe, freundlich anzuschauen wie zwei verklärte Pudel, und

über dem Thor grüsste mich die metallene Hausnummer 9, die Zahl der Musen. Ich zog die Klingel.

Eine ältliche, sauber gekleidete Frau öffnete mir, fragte freundlich nach meinem Begehren und führte mich, als ich den Wunsch geäussert hatte, das zu vermiethende Zimmer zu besichtigen, vier dunkle und ziemlich steile Treppen hinauf. Oben angelangt, öffnete sie ein Zimmer und liess mich in dasselbe eintreten. Das war, was ich brauchte, ein Stübchen, reinlich und luftig, hoch über dem Qualm und Lärm der Strasse gelegen, mit der Aussicht auf ein Gewirr von Dächern, über welche bunte Katzen mit zierlichen Schritten wandelten, darüber die blaue Luft von schimmernden Hausschwalben durchsegelt, und in der Ferne die durchbrochene Spitze des Domes.

Wir wurden bald über den Miethzins einig, und bei der gegenseitigen Vorstellung erfuhr ich, dass meine nunmehrige Wirthin nichts Geringeres als die Hausbesitzerin selbst und die Ehefrau eines im Erdgeschoss

thätigen Schustermeisters sei. Ich holte mein Gepäck aus dem Gasthof ab, und eine Stunde später war ich bereits im Begriff, mich in meiner neuen Behausung wohnlich einzurichten. Meine Habseligkeiten waren bald ausgepackt und untergebracht. Der einzige Tisch, den das Zimmer enthielt, wurde zum Schreibtisch ernannt und an das Fenster gerückt. Das Tintenfass erhielt frische Füllung und fertig war ich.

„Jetzt, Frau Muse, magst du mich besuchen, sobald du Lust hast!“ rief ich aus. Da ging die Thür auf, aber es war nicht die Muse, die hereintrat, sondern die Hausfrau.

„Den hätte ich beinahe vergessen,“ sagte sie lächelnd und hielt mir den Hausschlüssel entgegen. Sie wischte ihn, obwohl er stahlblank war, sorgfältig mit der Schürze ab, betrachtete ihn mit fast zärtlichen Blicken und händigte mir ihn ein. „Wenn der reden könnte!“ setzte sie noch hinzu, und dann war ich mit dem Hausschlüssel allein.

Es war ein alter, derber Bursche. Doch nein, die Bezeichnung passt nicht, er hatte

vielmehr das Aussehen eines würdigen Patriarchen; sein Bart war kunstvoll ausgefeilt, und der Griff war so weit, dass man die ganze Hand hineinstecken konnte. Ich wies ihm seinen Platz an einem Nagel an und setzte mich nieder, um denjenigen Personen, die an mir Antheil nahmen, meinen dermaligen Aufenthaltsort brieflich bekannt zu machen.

Eine Woche später war ich sozusagen im Geleise, mein Tagewerk war geregelt. Den Vormittag verbrachte ich auf der städtischen Bibliothek, den grössten Theil des übrigen Tages auf meiner Hochwacht, Himmelpforte Nr. 9. Den Abend hätte ich wohl gern im „Grünen Igel“ zugebracht, wo nach der Aussage mehrerer glaubwürdiger Herren, deren Bekanntschaft ich gemacht, ein vorzüglicher Landwein vom Zapfen rann, allein meine arg mitgenommene Kasse verwies mich auf die Theemaschine, die von meiner Hausfrau alle Abend mit Wasser versehen und in spiegelblanker Reinheit erhalten wurde.

Der Erste des nächsten Monats brachte

mir eine bescheidene Einnahme, und als es dunkelte, steckte ich den Hausschlüssel zu mir und verliess mit einem verächtlichen Blick auf die Theemaschine meine Behausung, um den „Grünen Igel“ aufzusuchen. Der Landwein war wirklich nicht schlecht und die Unterhaltung so gut, wie sie nur in einem Kreis junger Männer sein kann, die des Tages Last und Sorgen und die Nasen ihrer Vorgesetzten Abends bei einem scharfen Trunk zu vergessen trachten.

Ich kam kreuzfidel und ziemlich spät nach Hause, und in Anbetracht der heitern Stimmung, in der ich mich befand, wird es Niemand absonderlich finden, dass ich beim Entkleiden das alte Studentenlied vor mich hinsang: „Ich hab' den ganzen Vormittag auf meiner Kneip' studirt.“

Da war mir's auf einmal, als werde mein Gesang von einer tiefen Bassstimme begleitet, und als ich erschrocken umblickte, sah ich zu meiner grössten Verwunderung, dass sich mein Hausschlüssel wie ein Perpendikel an seinem Nagel schwang, und hörte deutlich,

wie er brummte: „Ich geh' nicht eh'r vom Platze heim, als bis die Wächter Zwölfe schrei'n. — Juvivallerala!"

Ich stand starr vor Staunen. So etwas war mir noch nicht vorgekommen.

„Hausschlüssel, alter Junge," rief ich, „was fällt dir ein?"

„Ich habe nichts dagegen," antwortete der Hausschlüssel, „dass Sie, obwohl nicht Hausbesitzer, sondern nur Miethsmann, ‚Du' zu mir sagen, dann aber musst du auch erlauben, dass dich ich duze."

„Gern, aber erkläre mir vor allen Dingen —"

„Wie ich zur menschlichen Sprache komme, willst du wissen? Das werde ich dir gelegentlich mittheilen, denn ich hoffe, wir sind noch lange beisammen. Nimm also vorläufig die Thatsache als solche hin und zerbrich dir nicht unnöthigerweise den Kopf. Zunächst empfange meinen Dank dafür, dass du mich in das Weinhaus mitgenommen hast. Du glaubst nicht, wie wohl es einem alten Ha sschlüssel thut, der jahre-

lang nicht über seine Schwelle gekommen ist, wenn er wieder einmal Wirthshausluft athmen kann.“

Hier begann der Schlüssel wieder seine Pendelschwingungen und summte dazu: „Grad'aus dem Wirthshaus komm' ich heraus.“

Ich konnte mich noch immer nicht in das Wunder finden, und um doch etwas zu sagen, sprach ich: „Du scheinst recht bewandert in der Kneipliteratur zu sein.“

„Das will ich meinen,“ antwortete der Schlüssel. „Soll ich dir vielleicht einmal ‚Gaudeamus igitur‘ oder ‚Der Herr Professor liest heut kein Kollegium‘ vorsingen?“

„Lass das. Der Gesang möchte die Nachbarn aus dem Schlaf wecken.“

„Gut,“ fuhr der redselige Hausschlüssel fort, „so wollen wir eins plaudern. Du bist doch noch nicht schläfrig? Soll ich dir erzählen, wem ich all' die lustigen Trinklieder verdanke? Ach, das waren schöne Zeiten.“

Der Hausschlüssel machte eine Pause,

als ob er in den Schachten der Erinnerung wühle.

„Ich schlage vor," hob er dann wieder an, „du legst dich nieder und löschst das Licht aus. Im Dunkeln erzählt sich's besser."

Und ich that nach seinem Wunsch.

„Ich habe nie einen hübscheren Jungen gekannt," begann der Erzähler, „als den, von dem ich jetzt berichten will. Alle Welt hatte ihn gern, und so auch ich, obwohl ich durch ihn mehrmals in eine recht bedenkliche Lage gekommen bin. Damals war er noch ein Knabe von etwa zehn Jahren und schaute mit einem Paar grossen braunen Augen schelmisch in die Welt hinein. Ich stand im Dienst seiner Eltern, war aber mit dem lustigen Willy noch nie in Berührung gekommen. Um so freudiger war ich überrascht, als mich der kleine Bursche eines Tages vom Nagel nahm, in seine Tasche steckte und in's Freie trug. Im Stadtpark angekommen, zog er mich heraus und stellte mich einigen Knaben vor, die seine Spielkameraden waren. Der älteste drehte mich

hin und her, guckte mir in den Mund und erklärte mich für tauglich. Wozu, das sollte ich bald genug erfahren. Der Knabe nahm eine Feile aus der Tasche und begann an mir zu raspeln, dass mir Hören und Sehen verging. Als er mir eine tiefe Wunde beigebracht hatte, schüttete er ein schwarzes Pulver in mein Inneres und setzte einen Papierpfropfen darauf."

„Aha," unterbrach ich den Erzähler, „du warst also eine Schlüsselbüchse geworden."

„Ja, eine Schlüsselbüchse. Ich, der Schlüssel des Hauses Nr. 9 in der Himmelpforte. Aber

‚Das ist ein glücklich weiser Mann,
Der in sein'n Stand sich schicken kann,'

und ich beschloss, dem meinen Ehre zu machen. Ohne Zittern erwartete ich die brennende Lunte, und — krach! — flog die Ladung aus meiner Mündung, dass die Sperlinge des Stadtparks von jähem Schreck ergriffen aufschwirrten.

Erschrocken stob auch die Bubenschaar auseinander, aber die Ursache des plötzlichen

Entsetzens war nicht ich, sondern ein Mann, der einen blauen Rock mit Messingknöpfen und am weissen Bandelier ein Seitengewehr trug. Unversehens war er hinter den Fliedersträuchen aufgetaucht, und mit dem Ruf: ‚Hab' ich euch, ihr Schlingel!' stürzte er auf die Knaben los. Diese zwar bekam er nicht, denn sie hatten sich bereits in Sicherheit gebracht, aber ich, der Unschuldige, ward ergriffen und von dannen geführt.

‚Fahr' wohl, Himmelpforte Nr. 9,' seufzte ich, und im Geist sah ich mich bereits unter altem Eisen in Gesellschaft verbogener Nägel und rostiger Ofenthüren. Aber es sollte anders kommen.

Als mich Willy's Vater vermisste, begann er mich überall zu suchen, und und da Der, welcher allein über mein Verbleiben Auskunft geben konnte, wohlweislich schwieg, so fürchtete der ängstliche Mann, ich möchte zu verbrecherischen Zwecken entwendet worden sein, und spornstreichs begab er sich auf die Polizei, um den Vorfall zu melden.

Die Freude, die ich empfand, als mich der mild lächelnde Polizeibeamte meinem Herrn mit der Frage vorlegte, ob ich der vermisste sei, das Gesicht, welches Willy's Vater machte, als er erfuhr, auf welche Weise ich in die Hände der Polizei gerathen, das vermag ich nicht mit Worten zu schildern. Ich wurde meinem rechtmässigen Besitzer, nachdem er für seinen Sohn wegen verbotenen Schiessens innerhalb des Weichbildes einen Thaler Strafe erlegt hatte, wieder eingehändigt und in der Rocktasche nach Hause getragen. Die unangenehme Scene zwischen Vater und Sohn, die das Abenteuer beschloss, übergehe ich mit Stillschweigen. Die Wunde, die mir die Knaben beigebracht hatten, als sie mich zur Schlüsselbüchse machten, heilte mir der Meister Schlosser. Wenn du mich morgen genau betrachtest, wirst du einen Zoll über meinem Griff eine röthliche Narbe entdecken. Ich schäme mich ihrer nicht.“

Der Hausschlüssel hielt ein wenig inne, als ob er Athem schöpfe, und fuhr dann fort:

„Mein Freund Willy schien mich jetzt geflissentlich zu meiden, er sah mich in der ersten Zeit nach der eben erzählten Begebenheit immer mit scheuen Blicken und dann gar nicht mehr an. So verstrichen mehrere Jahre. Willy war ein hübscher, schlanker Bursche geworden, und seine Mutter sagte ihm das auch alle Tage vor. Er hatte sich bereits eine Tabakspfeife mit bunten Quasten zugelegt und stopfte dieselbe aus dem Tabaksbeutel seines Vaters, wenn dieser den Rücken gewandt hatte. Zuweilen kam er auch spät Abends mit erhitztem Kopf nach Hause, und dann polterte der Vater, und die Mutter hatte ihre liebe Noth, den Sohn zu entschuldigen.

Eines Abends blieb Willy über die Gebühr lang aus, und der Vater brummte ärger als sonst. ‚Mag der lüderliche Bursche sehen, wie er in's Haus hereinkommt,' sprach er schliesslich in hellem Zorn, verschloss eigenhändig das Hausthor, legte mich unter sein Kopfkissen und schlief ein. Aber die Mutter wachte. Vorsichtig zog sie mich

unter dem Polster hervor und band mich sorglich in ein Tuch. Dann stellte sie sich wartend an das Fenster, und als Willy gegen Mitternacht herangeschlichen kam, liess sie mich auf die Strasse fallen. Das Söhnchen bemächtigte sich meiner, kam nach einigen vergeblichen Versuchen mit dem Oeffnen der Thür zu Stande und tappte, nachdem er mich der bekümmerten Mutter wieder übergeben hatte, in seine Schlafkammer. Auf welche Weise der Vater am andern Morgen beschwichtigt wurde, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wieder verstrich eine Zeit, dann kam ein feierlicher Tag. Der Vater übergab mich eigenhändig seinem Sohn, der nunmehr Student hiess und eine rothe Mütze trug, und hielt dazu eine längere Ansprache, die er mit den Worten schloss, Willy möge sich meiner stets würdig zeigen. Der Sohn dankte gerührt und empfing mich mit glänzenden Augen. Ich habe einmal gehört, dass der König an hochgestellte Herren goldene Schlüssel verleiht und dass dies eine grosse

Ehre ist, aber ich glaube kaum, dass jemals Einer über diese Auszeichnung so grosse Freude empfunden hat, als mein Willy, da er mich in seine Tasche versenkte.

Dem Tag der Schlüsselübergabe folgte die lustigste Nacht, die ich je erlebt habe und die fortleben wird in meinem Gedächtniss, bis ich einst in Rost zerfalle. Mein nunmehriger Besitzer trug mich auf die Kneipe des Korps, bei dem er als Fuchs eingesprungen war. Hei, da ging's toll zu! Fröhliche Zecher mit bunten Mützen und Bändern, Kellnerinnen mit weissen Schürzen und schwarzen Augen, volle Kannen und Trinkhörner, blinkende Schläger, lustige Lieder, Jubel und Lärm bis an den lichten Morgen."

„Ich kenne das, Hausschlüssel, ich kenne das."

„Der lustigste unter Allen war mein Willy. In der Freude über meinen Besitz gab er seinen Zechbrüdern ein Fässlein Bier zum Besten, und das Bewusstsein, als Hausschlüsselbesitzer in die Reihen der freien,

unabhängigen Männer eingetreten zu sein, machte ihn so kühn, dass er die braungezöpfte Toni umarmte und ihr einen regelrechten Kuss aufdrückte, wogegen Toni auch keine Einsprache erhob. Als Willy in der Himmelpforte anlangte, stand die Sonne bereits am Himmel und das Thor des Hauses Nr. 9 wurde soeben von innen aufgethan. An dem Tag, da Willy zum ersten Mal frei über mich verfügen konnte, bedurfte er meiner nicht.

„Nun begann die fröhlichste Zeit meines Daseins. Dem ersten Abend folgten viele ähnliche wie die Perlen eines Rosenkranzes. Dazwischen gab es Ausfahrten, Fackelzüge, Kommerse und manchen lustigen Studentenstreich, und ich war überall dabei, denn der Rath des Weltweisen:

‚Ein kluger Zecher steckt sich fein
Des Hauses Schlüssel schon Morgens ein‘

wurde von meinem Herrn gewissenhaft befolgt. Dass ich übrigens als akademischer Hausschlüssel die Zeit nicht unbenützt ver-

streichen liess, davon habe ich dir bereits Proben gegeben.

Es liegt in den Verhältnissen, dass meinerseits die Theilnahme an den Erlebnissen meines Herrn eine passive war. O wäre ich doch nie aus der Rolle des Beobachters herausgetreten! Jener unglückselige Augenblick, da ich handelnd in den Gang der Ereignisse eingriff, ward die Ursache ewiger Trennung von meinem geliebten Willy. Ich werde mich kurz fassen, denn der Erinnerungsschmerz verbietet mir jeden oratorischen Schmuck. Auch ist es spät in der Nacht, und du wirst schlafen wollen.

„Mein Freund Willy war mit seinen Korpsbrüdern auf ein Dorf hinausgewandert, und dort liessen sich's die Herren beim Becher wohl sein, lachten, jubelten und sangen. Nicht weit aber von dem Tisch, an welchem die Studenten zechten, hatte sich ein Schwarm von Handwerksburschen niedergelassen, ungeschliffene, aber handfeste Leute.

Ich weiss nicht, ob es noch heute so ist wie dazumal. Trafen in jener Zeit Stu-

denten und Handwerksburschen, welch' letztere wir Akademiker Knoten nannten, zusammen, so gab's Reibereien. Auch diesmal kam es bald zum Streit, und zwar war es mein Herr, der durch Anstimmen des Liedes: ‚Gott grüss' dich, Bruder Straubinger' die Feindseligkeiten eröffnete. Anfangs flogen beleidigende Worte herüber und hinüber, später Bierkrüge und andere handliche Gegenstände, und als die Wurfgeschosse ausgegangen waren, griff man zu Stöcken und Stuhlbeinen. Wie mein Besitzer auf den unglücklichen Gedanken kam, mich als Waffe zu benützen, weiss ich nicht, ich weiss nur, dass ich in der Faust des jungen Menschen schweres Unheil anrichtete. Decken wir einen Schleier über den unerquicklichen Auftritt.

Ich befand mich Tags darauf wieder einmal in den Händen der Justiz und hatte einen schönen lateinischen Namen bekommen, der mir entfallen ist."

„Vermuthlich *corpus delicti*; war's nicht so?"

„Richtig!“ rief der Hausschlüssel erfreut. „Als *corpus delicti* lag ich bei den Akten, mein armer junger Freund aber sass in einem nicht eben geräumigen Gemach, dessen Thüren von aussen verriegelt und dessen Fenster mit eisernen Gittern versehen waren. Die Leute nannten es Carcer.“

„Ich kenne auch das, Hausschlüssel.“

„Desto besser, so kann ich mir die eingehende Beschreibung sparen. Schenke mir aber noch wenige Augenblicke deine Aufmerksamkeit; ich bin gleich zu Ende. Der Handel, in den wir verwickelt waren, nahm einen schlimmen Ausgang. Willy wurde relegirt und verliess, als er seine Strafe abgebüsst, die Stadt. Ich kehrte zwar in mein Haus zurück, aber mit dem lustigen Leben war es vorbei. Missmuthig verbrachte ich meine Tage am Nagel in einer finstern Ecke, und was ich hin und wieder über meinen Liebling aus den Gesprächen seiner Eltern erfuhr, diente auch nicht dazu, meine Traurigkeit zu vermindern. Am Herzen der beiden Alten nagte der Kummer, an mir der

Rost. Es war ein Glück für mich, dass bald darauf eine Veränderung in meinem Dienstverhältniss eintrat. Willy's Eltern verkauften das Haus, um, wie es hiess, die Schulden ihres Sohnes bezahlen zu können, und ich ging in andere Hände über, in Hände, die mich von Rost säuberten und mir durch mehrfaches Oelen die verlorene Thatkraft wiedergaben.

„Von Willy's Eltern habe ich nichts wieder gehört, ihn selber sollte ich noch einmal sehen, und diese Begegnung werde ich dir morgen erzählen. Für heute gute Nacht!"

„Gute Nacht, Hausschlüssel!"

Als ich am folgenden Morgen etwas später als gewöhnlich erwachte, hing mein Hausschlüssel stumm an seinem Nagel, und auf mein zaghaftes ‚Guten Morgen' erwiderte er nichts. Wahrscheinlich, dachte ich, spricht er nur in der Geisterstunde, oder noch wahrscheinlicher hast du Alles geträumt. Die letztere Annahme wurde mir in dem Mass, als der Schlaf aus meinen Gliedern wich,

mehr und mehr zur Gewissheit. „Wie man nur so tolles Zeug träumen kann!“ sprach ich zu mir, „daran ist der Landwein schuld und die lustige Unterhaltung des Abends.“ Ich kleidete mich an und ging an mein Tagewerk, welches ich wie gestern durch einen Besuch des „Grünen Igels“ krönte.

„Nun werden wir bald sehen, ob ich geträumt habe oder nicht.“ So sprach ich, als ich gegen Mitternacht wieder in meiner Behausung angelangt war. „Wie geht's, alter Hausschlüssel?“

„Danke der gütigen Nachfrage, recht gut,“ lautete die Antwort. „Ich befinde mich immer wohl, wenn mich Weinduft angeweht hat.“

Also doch Wirklichkeit und nicht Traum. Ich öffnete das Fenster und steckte den Kopf hinaus. Eine Sternschnuppe beschrieb am Nachthimmel einen leuchtenden Bogen und vom Dom herüber hallten Glockenschläge. Ich zog meine Uhr auf. — Nein, ich träumte nicht. Ich besass in der That einen redenden Hausschlüssel.

„Darf ich dich noch ein wenig unterhalten?“ fragte er freundlich.

„Nichts ist mir erwünschter als das,“ erwiderte ich höflich, löschte das Licht und streckte meine Glieder lang aus.

„Ein paar Jahre nach den zuletzt geschilderten Begebenheiten,“ so begann der Schlüssel, „stand ich in Diensten bei einem Mann, der das Zimmer inne hatte, welches du jetzt bewohnst, und der wie du von Tinte lebte. Er war noch nicht sehr alt, aber sein spärliches Haar war bereits ergraut und grau war auch die Farbe seines gefurchten Gesichts. Es schien das seine Lieblingsfarbe zu sein, denn er trug auch gewöhnlich graue Kleider und ebenso gefärbte Brillengläser, grauer Staub lag auf seinen Büchern und grau floss aus seiner Feder die Tinte auf grauliches Papier.

Dieser Mensch besass die Gabe, an jedem Ding auf den ersten Blick das Mangelhafte zu sehen. Als er mich zum ersten Mal in die Hand nahm, hatte er sofort die Narbe entdeckt, die ich zum Andenken an meine

Dienstzeit als Schlüsselbüchse trage. ‚Geflickt,‘ sagte er mit hämischem Lächeln und schob mich von sich. Schaute ihm die Morgensonne grüssend zum Fenster herein, so sprach er von Sonnenflecken; stieg Abends der Mond über die Giebeldächer empor, so sprach er: ‚Er hat weder Luft noch Wasser,‘ und wenn er zur Maienzeit in den Stadtpark ging, sah er nicht die jungen Blätter und die weissen Blüthen, sondern nur die Raupen, die darauf sassen.

Das verbitterte Wesen des grauen Mannes hatte seine gute Ursache. Er hatte einen Pakt mit Gallus, dem Tintenteufel, geschlossen, der tagsüber in einem grossen, verstäubten Tintenfass sass und Nachts herauskam, um, auf dem Briefbeschwerer hockend, seinem Herrn beim Schreiben zu helfen. Aber was ein boshafter Tintenteufel eingiebt, ist kein Honigseim. Der graue Mann war ein sogenannter Rezensent. Weisst du, was das ist?“

„Ich weiss es. Weiter, Hausschlüssel, weiter!“

„Mein Besitzer bedurfte meiner nur selten.

In fröhliche Gesellschaft ging der grämliche Mann gar nicht, dafür besuchte er häufig das Theater und dann nahm er mich mit, so dass ich ihm für die Erweiterung meiner Kenntnisse einigermassen zu Dank verpflichtet bin. Freilich blieb er selten lange, sondern er verliess das Haus gewöhnlich schon nach dem ersten Akt, was ihn übrigens keineswegs hinderte, auch die übrigen zu kritisiren.

„Eines Abends nahm er mich, wie mir vorkam, mit einem unheimlichen Lächeln vom Nagel, schaute prüfend in meine Mündung, steckte mich in die Tasche und verliess Zimmer und Haus. Aus der Richtung, die wir nahmen, und aus der Länge des Weges schloss ich, dass das Vorstadttheater das Ziel des grauen Mannes sei, und so war es auch. Er trat ein und nahm Platz. Im Orchester wurden die Instrumente gestimmt, die Logenthüren klappten, summendes Geräusch liess darauf schliessen, dass sich das Haus füllte, dann spielte die Musik, die Klingel ertönte und die Vorstellung begann. Selbstverständlich konnte ich ihrem Gang

nur mit dem Gehör folgen, da ich meinen Platz in der finstern Rocktasche meines Gebieters hatte, und das Opernglas, welches alle meine Annäherungsversuche mit hochmüthigem Schweigen zurückwies, war daher schon oft der Gegenstand meines Neides gewesen. Heute sollte mir das Schauspiel ein Schauspiel in des Wortes eigentlicher Bedeutung werden, denn mein Herr zog mich aus meinem dunklen Verliess und ermöglichte mir einen Blick auf den Zuschauerraum und die Bühne.

Heiliger Florian, was musste ich sehen! Auf der Bühne ganz vorn an den Lampen stand in malerischer Tracht ein junger, schlank gewachsener Mann mit hochrothen Wangen und rabenschwarzem Lockengeringel. Es war Willy, mein einziger, unvergesslicher Willy.

Jetzt fuhr er sich mit beiden Händen in's Haar, rollte die Augen wie zwei Feuerräder und schrie: ‚Menschen — Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! ihre Herzen sind Erz!

Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen!'

Da setzte mich der graue Mann an seine Unterlippe und entlockte mir den schrillsten der Töne, die in der Tiefe meiner Seele ruhen. Und als ob der Pfiff, der durch das Haus gellte, ein verabredetes Zeichen gewesen wäre, erhob sich mit einem Mal ein Höllenlärm, desgleichen ich nie vernommen hatte. Es wurde gepfiffen, gezischt, mit Füssen getrampelt, mit Stöcken gepocht, gelacht und geschrieen, dass Wände und Decke zitterten. Ich sah, wie mein alter Freund auf der Bühne wankte und sich mit der geballten Faust vor die Stirn schlug. Dann senkte sich der Vorhang. Das war das letzte Mal, dass ich meinen armen Willy zu Gesicht bekam. Ich habe auch nie in Erfahrung bringen können, was aus ihm geworden ist. — Gute Nacht.“

„Gute Nacht, alter Herr!“

Der Mensch gewöhnt sich an Alles, selbst an einen sprechenden Schlüssel. Am nächsten Abend fand ich es bereits selbst-

verständlich, dass dem Einschlafen etwas Hausschlüsselklatsch vorausgehen müsse, und mein Freund liess auch nicht lange auf sich warten.

„Weisst du,“ begann er, „dass du heute Nachmittag, anstatt bei deiner Arbeit zu bleiben, zwei Glockenstunden lang zum Fenster hinausgesehen hast?“

„Waren es wirklich zwei Stunden, Hausschlüssel? Ja, siehst du — ich war erschöpft von der Arbeit, dazu die Schwüle des Zimmers und die frische Luft draussen —“

„Und die kleine Nähterin in dem Dachstübchen gegenüber,“ unterbrach mich der Schlüssel, — „nun, nun, sei nicht böse. Ich werde dir keine Predigt halten. Du bist alt genug, um zu wissen, was du zu thun und zu lassen hast. Aber beim Anblick der niedlichen flachshaarigen Person, die so emsig den Faden zog, ist mir eine alte Geschichte eingefallen, die ich dir erzählen möchte.“

„Lass hören,“ bat ich, und der Hausschlüssel fing an:

„Vor Jahren wohnte hier im Hause eine Nähterin, die deinem Gegenüber nicht unähnlich war. Sie war ein blutjunges Ding und bildsauber; dazu war sie fleissig wie ein Bienchen und lustig wie eine Schopflerche im Mai. Und wie Lerchengetriller klang's auch, wenn sie bei der Arbeit ihre Lieder sang, schöne Lieder, wie zum Beispiel: ‚Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,' ‚Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus' und ‚Es wollt' ein Mägdlein früh aufstehn.' Ueberhaupt ging's damals im Hause ziemlich laut zu, denn ausser der kleinen Lisi war noch ein halbes Dutzend Nähterinnen vorhanden, blonde und braune, schlimme und brave. Sie standen im Dienst einer dicken Frau mit falschen Locken und einem Mundwerk, das klapperte den ganzen Tag wie eine Mühle am Bach.

Die armen Dinger mussten fleissig schaffen, denn ihre Dienstgeberin sah ihnen scharf auf die Finger. Doch hielt sie das junge Volk nicht gerade schlecht, und was mir anfangs besonders an ihr gefiel, das

war die Strenge, mit welcher sie den Lebenswandel der Mädchen überwachte. Freilich behaupteten böse Zungen, dies geschehe mehr aus Missgunst als aus mütterlicher Fürsorge, und am Ende musste ich's fast selber glauben.

Nun war damals, wie heute, zu ebener Erde eine Schusterwerkstatt, und ich hatte bald heraus, dass der braunlockige Altgesell ein Auge auf die kleine Lisi geworfen hatte. Trotz allen Aufpassens von Seiten der Madam geschah es zuweilen, dass die beiden Leutchen sich auf der Treppe trafen. Alsdann sagte der Schuster gewöhnlich: ‚Schönes Wetter heute, Mamsellchen,' und Lisi antwortete darauf: ‚Ja, sehr schönes Wetter,' und dann huschte sie behend wie eine Spitzmaus an ihm vorüber. Ich hatte damals meinen Platz an einem Nagel draussen auf dem Vorsaal, und so kam es, dass ich derartige Auftritte belauschen konnte. Ich sah auch eines Morgens, es war Lisi's Namenstag, wie der Schuster bei Tagesgrauen, als noch Alles im Hause schlief, die Treppe

heraufschlich und vor der Thür des Mamsellchens etwas leise auf den Boden legte. Verliebte Leute pflegen in solchen Fällen Blumen zu spenden. Das Geschenk des Altgesellen aber bestand nicht aus solchen, sondern aus einem Paar niedlicher Stöckelschuhe von Glanzleder, deren sich keine Prinzessin zu schämen brauchte. Glücklich brachte die Kleine ihren Fund in Sicherheit, ehe ein anderes Auge ihn gesehen. Das war eine Freude! Die Schuhe passten wie angegossen, und der Schuster hatte doch dazu das Mass nicht genommen.“

Hier machte der Hausschlüssel eine Kunstpause, und ich vermuthete, dass er bei einer Wendung angelangt sei.

„Kurze Zeit darauf,“ fuhr der Schlüssel in seiner Erzählung fort, „empfing die dicke Dame, welche die Nähmädchen beschäftigte, den Besuch eines jungen Mannes von vornehmer Haltung, der eine grosse Bestellung in feiner Wäsche machte. Der Besuch wurde ein paar Tage später und dann noch öfter wiederholt, und bald wusste ich, dass der

junge Graf, denn ein solcher war er, der kleinen Lisi wegen in's Haus kam. Wahrscheinlich hatte er sie bei einem ihrer Aüsgänge kennen gelernt, denn dass sie ihn bereits kannte, bemerkte ich recht wohl. Ich entdeckte auch zu meinem Leidwesen, dass er ihr nicht gleichgültig war, und was mich am meisten beunruhigte, war der Umstand, dass die Madam diesmal blind zu sein schien.

Nicht blind aber war der Schustergesell im Erdgeschoss. Wenn der Graf in's Haus trat, so hämmerte der arme Bursche jedesmal so ingrimmig auf seiner Stiefelsohle herum, als hätte er seinen begünstigten Nebenbuhler unter den Fäusten.

Der letzte Tag des Jahres war herangekommen. Am Sylvesterabend wurden die Nähmädchen regelmässig von ihrer Herrin zum Punsch eingeladen und so auch diessmal. Der Graf war im Lauf des Nachmittags dagewesen und hatte auf dem Vorsaal eine leise Unterredung mit der kleinen

Lisi gehabt, und dabei war von mir die Rede gewesen.

Der Abend kam herbei, und bald sass die Gesellschaft um die bauchige Schüssel mit dem duftenden Getränk herum und vertilgte hohe Kuchenberge. Auch ich war zugegen, und zwar als eine nicht unwichtige Person. Die Mädchen wollten Blei giessen, und Eine hatte behauptet, das flüssige Metall müsse durch den Ring eines Kirchenschlüssels tropfen, nur so sei der Zauber kräftig. In Ermanglung eines Kirchenschlüssels aber hatten sie mich gewählt, und ich glaube auch, ohne mich überheben zu wollen, dass ich einem Kirchenschlüssel wenig nachgebe. Was meinst du?“

„Du bist der würdevollste Schlüssel, der mir je vorgekommen ist,“ entgegnete ich. „Wenn du von Gold wärest, Sankt Peter, der Himmelspförtner, brauchte sich deiner nicht zu schämen.“

„Ich danke dir,“ sagte der Hausschlüssel gerührt. „Doch lass mich fortfahren.

„Das Blei wurde gebracht; es war Blei

von einem Kirchenfenster. Man schmolz es in einem Blechlöffel und dann goss Eine nach der Andern das glühende Metall durch meinen Ring in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Da gab es viel Scherz und Lachen. Auch die kleine Lisi, die den ganzen Abend still und in sich gekehrt dagesessen hatte, empfing den Löffel und goss. ‚Ein Schusterstuhl!‘ rief eins der Mädchen lachend. ‚Nein, eine Grafenkrone!‘ sagte eine zweite und verzog höhnisch den Mund.

Hierauf wurde ein anderes Spiel vorgenommen, bei dem ich abermals thätig war. Man band mich an einen Zwirnsfaden und hielt mich in ein leeres Glas. Dann wurde irgend eine Frage gestellt und aus meinem ein- oder mehrmaligen Anschlagen entnahm man die bejahende oder verneinende Antwort.

So kam Mitternacht heran. Die Glocken schlugen Zwölf von den Thürmen, die Gesellschaft wünschte sich gegenseitig ein glückliches Neujahr, und dann suchte jedes der Mädchen seine Kammer auf. In dem.

Durcheinander des Aufbruchs war auf mich nicht geachtet worden und Niemand hatte gesehen, dass mich die kleine Lisi ergriff und in ihrer Tasche verbarg.

Als sie auf ihrem Zimmer angekommen war, entnahm sie ihrem Arbeitskörbchen ein Garnknäuel und knüpfte das Ende desselben mit zitternden Händen an meinen Griff. Ihr Herz schlug laut.

‚Halt,‘ sagte sie leise vor sich hin, ‚ich will doch zuvor einmal das Schicksal fragen, ob ich es thun oder lassen soll.‘ Sie stellte das Wasserglas auf den Tisch und hielt mich an dem Faden schwebend in dasselbe. ‚Ja oder nein?‘ fragte sie mit bebender Stimme.

Hätte ich damals schon die Gabe der menschlichen Rede besessen, ich hätte gewiss davon Gebrauch gemacht und ihr einen guten Rath gegeben, aber ich sollte stumm zusehen, wie das arme Kind in's Verderben lief. ‚Nein,‘ dachte ich, ‚sie muss gewarnt werden.‘ Ich machte mich so schwer, als ich nur konnte, und — kling, klirr! — der

Faden war zerrissen und das Glas in Splitter geschlagen.

Das Mädchen war todtenblass geworden und zitterte am ganzen Leib. Bebend las sie die Scherben zusammen, dann kniete sie nieder und betete lange, lange.

Sie war ruhig geworden. Sie löschte das Licht und suchte ihr Lager auf.

Drunten vor dem Haus wurden nach einiger Zeit Schritte vernehmbar und ein leises Pfeifen. Lisi rührte sich nicht und verbarg ihr Köpfchen in den Kissen. Zu Häupten des schlafenden Mädchens aber sah ich die ganze Nacht hindurch einen kleinen Engel sitzen, der hatte zwei Flügel und hielt einen Lilienstengel in der Hand."

„Hausschlüssel, das klingt unwahrscheinlich."

„Unwahrscheinlich?" entgegnete der Schlüssel gekränkt. „Ist es nicht weit unwahrscheinlicher, dass dir ein Hausschlüssel Geschichten erzählt?"

Dagegen liess sich allerdings nichts ein-

wenden und ich hielt es für gerathen, zu schweigen.

„Es bleibt mir nur noch übrig,“ hob mein Freund wieder an, „dir zu sagen, dass die alte Frau, welche dir das Zimmer vermiethet hat, keine Andere ist, als die kleine Lisi von damals, und dass ihr Mann, der alte, weisshaarige Schustermeister, derselbe ist, der einst der kleinen Nähterin ein Paar Stöckelschuhe vor die Thür gesetzt hat.

„Und morgen,“ fuhr der Schlüssel fort, wenn wir aus dem grünen Igel nach Hause kommen, werde ich dir nun erzählen, wie ich das Vermögen erlangt habe, mich in menschlicher Sprache auszudrücken. Das ist die wunderbarste aller Geschichten.“

„Morgen, lieber Hausschlüssel,“ sagte ich mit einem Seufzer, „werden wir den Grünen Igel schwerlich besuchen, aber mit Vergnügen werde ich deinem Geplauder bei einer Tasse Thee lauschen.“

„Bei einer Tasse Thee?“ fragte der Hausschlüssel gedehnt. „Nein, mein Freund, daraus wird nichts. Wisse, dass ich nur

rede, wenn ich den Abend im Wirthshaus gewesen bin."

„Dann werde ich mich bis zum Ersten des nächsten Monats gedulden müssen," erwiderte ich kleinlaut.

Der Hausschlüssel brummte etwas Unverständliches in seinen Bart. Mir kam ein guter Gedanke.

„Weisst du was, alter Freund," sagte ich, „ich werde, natürlich nicht ohne deine Einwilligung, die Geschichten, die du mir erzählt hast, zu Papier bringen und das Manuskript einem Mann schicken, welcher dergleichen Sachen druckt. Vielleicht können wir dann im nächsten Monat ein paar Abende mehr im Grünen Igel zubringen."

„Thu' das," sagte der Hausschlüssel.



Druck von W. Drugulin in Leipzig.

